



Adresse: Saratow,
 типо-литограф. Г. Х.
 Шельгорнъ и К^о.

Adresse des Redakteurs:
 г. Саратовъ, Воль-
 шая Кострижная
 № 28.

№ 8.

VIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 24. November 1904.

Erscheint jeden Mittwoch.
 Jährlich 52 Nummern.

Geschäftsstelle:
 Saratow, Theaterplatz, Haus Tillo.
 Fernsprecher № 77.

Preis fürs Inland 3 Rbl.,
 fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Inhalt. Die Ansprache des Papstes. — Grund des Untertanengehorsams. — Bischofsfeier. — Der verhängnisvolle Brief. — Vom Kriegsschauplatz. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Welt und Glaube (Fortsetzung). — Spenden für den Seminarbau. — allerlei.



P. Joseph Kanumow ist am 20. November selig im
 Herrn entschlafen. R. i. p.!

Öffentlicher Dank.

Gelegentlich meiner Weihe zum Bischofe, wie auch aus Anlaß des feierlichen Einzugs in die Kathedrale zu Saratow ist mir eine große Anzahl Glückwunschtelegramme, wie auch Briefe von den Hochw. Herren Geistlichen, von den Gemeinden, Anstalten und Privatpersonen zugegangen. Dieser aufrichtige Ausdruck der Ergebenheit hat mich höchst gerührt und erfreut, und gerne möchte ich einem jeden einzeln meinen wärmsten Dank dafür aussprechen, leider kann dies der großen Anzahl halber nicht geschehen. Daher erlaube ich mir, durch unseren „Klemens“ allen, die meiner gedacht haben, den innigsten Dank entgegenzubringen. Möge Gott jeden Wunsch reichlichst vergüten!

† Joseph Kessler,
 Bischof von Tiraspol.

Die Ansprache des Papstes

im Konsistorium vom 1. (14.) November 1904.

Wenn Wir glücklich darüber sind, vielen Diözesen gute Hirten geben zu können, so sind Wir anderseits tief betrübt darüber, daß Wir seit schon zu langer Zeit daran verhindert sind, der Verweisung allzu zahlreicher anderer Kirchen abzuweichen. Ihr versteht, daß Wir jene Nation meinen, die sehr hervorragend unter den katholischen Nationen und welche schon seit langer Zeit die Feindseligkeit einer großen Zahl von Gegnern der Religion in Wirren versetzt. Die Kühnheit der Bösen ist bis zu dem Punkte gegangen, daß sie öffentlich aus Schulen und Gerichtssälen das Bild dessen verjagt, welcher der

ewige Herr und Richter der Menschen ist. Was von allen der Kirche dort bereiteten drückenden Beschwerden am meisten unsere Klagen rechtfertigt, das sind die Hindernisse aller Art, die man gegen die Ernennung der Bischöfe aufhäuft. Und Wir sehen, wie man noch schlimmere Pläne schmiedet. Für diese ganze Feindschaft gibt es nur einen Grund. Und diesen wollen Wir hier bloßlegen.

Man will die Verantwortlichkeit dafür ohne Zweifel dem Heiligen Stuhl aufladen, indem man ihn anklagt, sich selbst nicht an die Bedingungen des konkordatischen Vertrages gehalten zu haben. Das ist eine ebensowenig aufrichtige, wie wahre Anklage. Es ist notwendig, die Makel dieser Anklage vor dem Kollegium der Kardinäle zurückzuweisen. Der Papst erinnert daran, unter welchen Umständen das Konkordat zwischen Pius VII. und den Spitzen der französischen Regierung geschlossen wurde. Der Papst wollte für das Heil der Menschen und die Ehre Gottes sorgen, die Behörden suchten, mittels der Religion ihrem Lande dauerhafte Zustände zu verleihen. Das gemeinsame Ziel war, die Schäden zu heilen, unter denen Frankreich gelitten hatte, und dieses für die Zukunft durch den Schutz der Gesetze zu stärken.

Dem geschlossenen Vertrage wurde dann dank der einseitigen Willkür der bürgerlichen Gewalt das Gesetz der sogenannten Organischen Artikel beigefügt. Gegen diese Beifügung kämpfte nicht nur Pius VII. im Augenblick ihrer Durchführung, sondern auch alle seine Nachfolger im römischen Pontifikat ergriffen jede Gelegenheit, um sehr entschieden diesen Artikeln entgegen zu treten, besonders dann, wenn man sich auf ihre Gültigkeit berief. Und sie taten das mit bestem Recht. Man braucht nur das Wesen dieses Gesetzes sich anzusehen, um sich davon zu überzeugen. Wir sagen „dieses Gesetzes“, nicht dieses Vertrags; denn die Zustimmung der Päpste zu demselben ist nie in Frage gekommen. Dieses Gesetz nun geht die öffentliche Sicherheit gar nichts an, von der verständigerweise im ersten Artikel des Konkordats die Rede war. Wären die Organi-

schen Artikel im Bereich einer Regelung der öffentlichen Sicherheit geblieben, so hätte die Kirche sie ohne Zweifel aus Achtung vor der eingegangenen Verpflichtung angenommen und beachtet. Aber diese Artikel enthalten Bestimmungen über die Kirchenzucht und selbst über die Kirchenlehre, sie widersprechen in verschiedenen Punkten dem Konkordat selbst, und nachdem sie einen großen Teil der Vorteile wieder ausgeräumt haben, welche für die katholischen Interessen gesichert worden waren, nehmen sie für die Staatsgewalt die Rechte der Kirchengewalt in Anspruch. Es war also nicht mehr Schutz, was der Kirche wartete, sondern Sklaverei.

Der Papst kommt dann auf das Konkordat zu sprechen und behandelt im einzelnen die Beziehungen, die es zwischen den beiden Mächten hergestellt hat. Der Staat verspricht der Kirche die Freiheit ihres Kultus; alles was die geistliche Gerichtsbarkeit angeht, erklärt er als seinem eigenen Gebiete und seinen Funktionen entrückt. Er verlangt in dieser Hinsicht neue Polizeiverordnungen, d. h. solche, betreffend die öffentliche Sicherheit. Und durch die Tatsache, daß er diese Ausnahme macht, deren Gebiet sich nicht weit erstreckt, bestätigt der Staat, daß seine Gewalt nicht über diese Grenze hinausgeht, daß alles, was das übernatürliche Leben der Kirche betrifft, weit über die Grenze der staatlichen Autorität hinausgeht. Es bleibt also mit Zustimmung des Staates selbst bestehen, daß alles, was Glaube und Sitten angeht, der Entscheidung durch die Kirche untersteht, daß es ihre Sache ist, über alles zu wachen, was bei den Katholiken die Heiligkeit des Glaubens und der Sitten wahr. Ihr also und ihr allein steht zu die Gewalt, dem christlichen Volk die Führer zu geben, die geeignet sind, die Grundsätze und die Organismen des christlichen Lebens zu hüten und zu fördern. Wir meinen die geweihten Priester und an erster Stelle die Bischöfe.

In diesem Punkte läßt die Kirche nichtsdestoweniger etwas von der Strenge ihres Rechtes ab, um die Einigkeit zu erleichtern; sie gewährt dem Staate die Möglichkeit, diejenigen zu nennen, welchen die bischöfliche Aufgabe übertragen werden soll! Aber diese Möglichkeit kann offenbar nicht die gleiche Kraft haben wie die kanonische Einsetzung. Jemand in eine geheiligte Würde einsetzen und ihm eine dieser Würde entsprechende Gewalt geben, ist ein der Kirche dermaßen eigentümliches Recht, daß sie es dem Staate nicht mitteilen kann, ohne die wesentlichen Grundlagen der göttlichen Stiftung zu vernichten. Darum ergibt sich, daß die dem Staate zugestandene Nomination nichts anderes bedeuten kann als das Recht, dem Heiligen Stuhle die Persönlichkeit zu bezeichnen, zu präsentieren, welche der Papst zur Ehre des Episcopates erheben wird, wenn er seinerseits dieselbe als dieses Amtes würdig erkennt. Es ist nicht erforderlich, daß die kanonische Einsetzung notwendig der Nomination folge, denn vorher sind die Verdienste der Person sorgfältig zu prüfen. Und wenn der Verleihung der Bischofswürde irgend etwas im Wege steht, so kann kein Gesetz ihn zwingen, die ihn im Gewissen behindernden Beweggründe zu offenbaren. Nach dem Wortlaute des Konkordates verpflichtet die Kirche sich auch zu öffentlichen Gebeten für das Staatsoberhaupt. So versprach sie, die Freundin der Nation zu bleiben, was immer in der Folge der Zeiten die Form ihres politischen Regiments sein werde.

Das Konkordat enthielt auch Bestimmungen mit Bezug auf die Vergangenheit. Ein Ausgleich wurde beiderseits vereinbart hinsichtlich der Güter, welche kurz vorher der Kirche öffentlich entrisen worden waren. Diese Güter läßt der Papst dem Staate, zum Ersatz gibt der Staat sein Wort, daß er dem Klerus dasjenige leisten wird, was anständigerweise für seinen Unterhalt notwendig ist. Das ist augenscheinlich ein wirklicher Vertrag im eigentlichen Sinne des Wortes; es wird eine bestimmte Ausgleichung für ein bestimmtes Gut abgemacht. Wenn dieser Vertrag und diese Abmachung gekündigt werden, besitzt die Kirche somit das Recht, entweder ihr Gut zurückzufordern oder an seiner Stelle eine gerechte Entschädigung zu fordern.

Welche von beiden Gewalten hat nun die Bedingungen des Konkordats nicht erfüllt? Ist es die Kirche? Hat diese jemals dem Staate das Recht entzogen, die Bischöfe zu nennen? Unter den von der Republik vorgeschlagenen Kandidaten hat bei weitem die ungeheure Mehrheit die kanonische Einsetzung erhalten. Ausnahmen waren stets durch sehr ernste Gründe veranlaßt, wobei die Politik niemals eine Rolle spielte. Die Minister haben selbst mehr als einmal die Tragweite dieser Gründe anerkannt, wenn sie davon Kenntnis erhielten. Ebenso hat die Kirche stets die für die öffentliche Ruhe erlassenen Gesetze beachtet, die politischen Verfassungen, welche es immer waren, treu in Ehren gehalten; sie hat es sich angelegen sein lassen, nicht nur durch ihre Gebete den Staatsoberhäuptern Gottes Schutz, sondern auch durch ihre Ratschläge die Unterstützung der besten Bürger zu vermitteln. Schließlich hat sie niemals einen Käufer von Kirchengut beunruhigt. So hat die Kirche sich nichts vorzuwerfen.

Kann der Staat von sich dasselbe sagen? Der erste Artikel des Konkordats besagt, daß die katholische Religion in Frankreich frei ausgeübt werden kann. Läßt sich nun sagen, daß diese Freiheit heute besteht, wenn man den Bischöfen untersagt, ohne Wissen der Regierung den Papst aufzusuchen, oder auch nur ihm zu schreiben, ihm, der höchsten Autorität und dem Hüter des Katholizismus, wenn die römischen Kongregationen, die im Namen des Papstes und auf Grund seiner Autorität vor den Augen und mit Wissen aller Welt die Angelegenheiten der Universalkirche verwalten, Gegenstand öffentlicher Beleidigungen werden, wenn man ihre Akte verwirft, ja wenn man gar beinahe kaum die Akte des Papstes schon? Besteht die Freiheit, wenn man offen zugibt, man wolle die Religion schwächen, indem man die Stützen vernichtet, welche die göttliche Vorkehrung für ihre Kirche mit Rücksicht auf ihre Aufgabe erweckt hat?

Wir können nicht ohne größte Besorgnis an die neuerliche Vernichtung der religiösen Genossenschaften denken. Um sie aus ihrem Vaterlande zu verbannen, hat man in Wahrheit nur einen Grund: es gelang ihnen zu gut, die alte Religion inmitten des Volkes zu erhalten. Abgesehen von ihren Tugenden hat die Erinnerung an die von ihnen allzeit geleisteten Dienste nichts vermocht, um ihr Bleiben zu ermöglichen. Zu diesen Maßnahmen kommen noch die Drohungen gegen die Kongregation von St. Sulpice. Die Priester dieser angesehenen Gesellschaft, vollkommen auf gutem Fuße mit dem Gesetze, zwingt man jetzt, die Seminare zu verlassen, die sie so lange geleitet haben zum

größten Nutzen des Priesterstandes. Die der Religion versprochene Freiheit ist also auf dem Punkte angelangt, daß die Bischöfe nicht mehr in der Lage sind, nach bestem Ermessen für die Ausbildung des jungen Klerus zu sorgen.

Viel schlimmer als alles übrige aber ist es, daß man das apostolische Amt des Papstes in Ketten schlagen will hinsichtlich seiner Rechte bei Ernennung der Bischöfe. Die kanonische Einsetzung kann nur einer Person zuteil werden, die nach Sitten, Fähigkeiten und Wissen für dieses hohe Amt sich eignet. Somit kann der Papst nicht auf der Stelle alle die zu Bischöfen befördern, die die Regierung ihm etwa bezeichnet. Er erkundigt sich, ersucht dann den Staat, hinsichtlich der einen die Sache endgültig zu machen, die anderen Kandidaten durch besser ausgewählte zu ersetzen. So war lange Zeit der friedliche Brauch. Was tut nun seit einer gewissen Zeit die Regierung? Sie verweigert dem Papste das Recht, irgendwelche der vorgestellten Kandidaten zurückzuweisen, sie will, daß der Papst alle genannten ohne Unterschied annehme; hartnäckig verhindert sie die kanonische Einsetzung derjenigen, deren Wahl die Kirche gebilligt hat, solange die Zurückgewiesenen nicht auch deren Billigung erhalten haben. Wenn man das Recht der Ernennung soweit ausdehnt, daß man das natürliche und geheiligte Recht der Kirche zur Prüfung der Würdigkeit der genannten Kandidaten vernichten will, so heißt das nicht mehr das Konkordat auslegen, sondern es vernichten. Darauf bestehen, daß keiner mehr kanonisch eingesetzt werden soll, wenn es einige Abgelehnte gibt, das heißt so viel, als nicht mehr wollen, daß es überhaupt noch möglich sei, Bischöfe in Frankreich zu machen.

Und endlich, was den Konkordatsartikel mit der Zusage des Gehalts des Klerus angeht, beobachtet der Staat diesen etwa, wenn er nach Laune die Bischöfe und geweihten Priester ihres geschwägigen Unterhaltes beraubt, ohne Untersuchung und Urteil, ohne daß sie sich verteidigen können, ja ohne sie überhaupt zu hören? In dem Falle ist das nicht nur Vertragsverletzung, es ist Verletzung der Gerechtigkeit selbst. Denn diese Gehälter sind keine der Kirche umsonst erwiesene Gunst, sondern die Bezahlung, und zwar die geringfügige Bezahlung einer Schuld.

Wir hätten lieber vor euch diesen tiefen Schmerz verhehlt, den Uns die Dinge in Frankreich verursachen, wäre es auch deshalb, um so vielen ergebener Söhnen der Kirche, die Wir in Frankreich zählen, die Trauer zu ersparen, die beim Hören dieser Klagen ihres Vaters ihr Herz ergreifen wird. Aber die schamlose Verletzung der geheiligten Rechte der Kirche und vor allem die Angriffe auf den apostolischen Stuhl durch die Beschuldigung mit einem Verbrechen, das nicht das seine ist, verlangten ohne Zweifel eine öffentliche Verwahrung gegen solche Beleidigungen. Wir haben sie vernehmen lassen ohne irgend ein Gefühl der Bitterkeit gegen irgendwen, mit der väterlichsten Liebe für die französische Nation. Wir erklären, und niemand kann daran zweifeln, daß Wir in der Liebe zu ihrem Ansehen unserer Vorgänger nachstehen.

Wir können nicht hoffen, daß die Reihe dieser Angriffe auf die Kirche bald ein Ende nimmt. Noch in diesen Tagen erhielten Wir allzu sichere Beweise dafür, daß die, welche die Republik lenken, derart feindselig gegen die katholische Religion sind, daß man in kurzer Frist die schlimm-

sten Katastrophen fürchten kann. Die öffentlichen Akte des Heiligen Stuhles erklären deutlich, daß in seinen Augen das Bekenntnis zum Christentum sich vollkommen mit der republikanischen Form verträgt. Man sollte meinen, jene Männer wollten dagegen feststellen, daß die Republik, so, wie sie in Frankreich besteht, mit der christlichen Religion nichts gemein haben kann. Eine doppelte Verleumdung, welche die Franzosen als Katholiken und als Bürger verlegt. Nun, mögen auch die bittersten Ereignisse kommen, sie werden Uns bereit und furchtlos finden. Wir sind stark durch die Worte Christi. Aber verdoppelt Ihr, Ehrwürdige Brüder, mit Uns die Gebete zu Gott. Er ist der Herr der Willensentscheidungen. Möge er unter der Fürbitte der unbefleckten Jungfrau für seine Kirche die Tage des Friedens und der Ruhe beschleunigen.

Grund des Untertanengehorsams.

Wir schulden der weltlichen Obrigkeit Gehorsam. Warum? Um Gottes willen, weil Gott es so will. Wir geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, weil wir Gott geben, was Gottes ist. Woraus erkennen wir, daß es so der Wille Gottes ist? Nicht bloß aus der Offenbarung, sondern auch mit unserer bloßen Vernunft. Den ganz allgemein gehaltenen Satz des Heilandes: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ führt der heilige Paulus des näheren aus, wenn er schreibt: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche bestehen, sind von Gott angeordnet“. Aus dieser (theoretischen) Wahrheit zieht er die praktische Folgerung: „Darum ist es eure Pflicht, untertan zu sein, nicht nur um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen“. Und von diesem allgemeinen Satze macht er sofort die Anwendung auf Einzelfälle: „Gebet also jedem, was ihr ihm schuldet: Steuer, wem Steuer — Zoll, wem Zoll — Ehrfurcht, wem Ehrfurcht — Ehre, wem Ehre gebührt“. 1)

Wenn aber auch die Offenbarung schwiege, würden wir auf dem rein natürlichen Standpunkte zu demselben Ergebnis kommen. Wir brauchen nur uns Menschen zu nehmen, wie wir nun einmal sind, und unsere Bedürfnisse und Triebe zu berücksichtigen. Die hat Gott uns gegeben. Aus denselben erkennen wir Gottes Willen in Bezug auf uns. Auf sich allein gestellt, kann der Mensch nicht einmal leben, geschweige denn ein menschenwürdiges Dasein führen. Gott hat uns auf einander angewiesen, wir sollen mit andern zusammen leben. Geboren wird der Mensch in eine Gesellschaft hinein, in die Familie. Aufzuwachsen, erzogen werden soll er in der Familie. Die kleine Gesellschaft der Familie aber genügt ihren Gliedern nicht. Familien müssen sich zusammenschließen und finden sich tatsächlich immer und überall zusammengeschlossen zu einer größeren Gesellschaft, zum Staate, der seine Glieder gegen Unrecht schützt und mit öffentlichen Mitteln das Gemeinwohl fördert, Ackerbau, Gewerbleiß, Verkehr, Handel, Wissenschaft und Kunst. Überall aber, wo mehrere zusammenarbeiten, in jeder, auch der kleinsten Gesellschaft, muß ein Leiter sein, und die andern müssen sich leiten lassen; einer muß befehlen können, die andern müssen gehalten sein,

1) Röm. 13, 1. 5. 7.

dessen Befehle auszuführen. Um wie viel notwendiger ist das nicht in der größten (natürlichen) Gesellschaft, im Staate? Hier muß einer an der Spitze stehen, der Vorderste oder Fürst sein, ob er nun Kaiser, König, Herzog, Präsident oder wie sonst genannt wird; auf den Titel kommt es nicht an; auch darauf nicht, ob er durch Erbschaft oder durch Wahl seine Stellung angewiesen bekommt, ob lebenslänglich oder nur auf kürzere Zeit. Aber er muß gebieten, die andern müssen gehorchen, sonst ist ein geordnetes Gemeinwesen nicht möglich. So fordert es die Natur der Sache, die Natur, das Bedürfnis und der Trieb des Menschen. Gott, der den Menschen so geschaffen hat, wie er nun einmal ist, mit diesem Bedürfnisse und Triebe zum staatlichen Zusammenleben, will es so. Die weltliche Obrigkeit ist „von Gottes Gnaden“. Gott hat sie gesetzt, das Land zu regieren. Er gibt ihr zu dem Zwecke das nötige Recht zu gebieten. Er legt den Untertanen die entsprechende Pflicht auf, zu gehorchen.

Gottes Wille ist Quelle, Wurzel, Grundlage der obrigkeitlichen Gewalt — die einzig mögliche Grundlage. Als Menschen betrachtet, stehen wir ja einander gleich. Gott ist unser aller Herr, wir alle sind seine Untergebenen; er ist unser aller Vater, wir alle sind seine Kinder.

Vielleicht ist mein Nachbar stärker, als ich, und kann er mich zwingen, zu tun, was er will. Seine überwiegende Stärke gibt ihm aber noch nicht Recht, mir zu befehlen, und legt mir noch nicht die Pflicht auf, ihm zu gehorchen; und wenn ich auch das tue, was er mir abzwängt, so heißt das doch nicht gehorchen. Vielleicht bin ich rat- und hilflos und ist mein Nachbar mir an Klugheit und Einsicht überlegen. Dann rät die Klugheit mir, seines wohlgemeinten Rates mich zu bedienen. Aber hier müssen wir ähnlich sagen, wie vorher: hier ist keine Rede von Recht zu befehlen, von Pflicht zu gehorchen oder von Gehorsam leisten. Gott allein schulden wir Gehorsam und Unterwürfigkeit. Aber freilich, wir schulden ihm Gehorsam in allem, müssen alles tun, was er uns gebietet. Und er gibt uns seine Gebote nicht allein selbst unmittelbar — wie seine zehn Gebote, die er selbst dem Moses auf die beiden steinernen Tafeln und jedem Menschen ins Herz geschrieben hat — sondern auch mittelbar durch andere Menschen als seine Stellvertreter. Stellvertreter Gottes sind die Eltern, Erzieher und Herrschaften gegenüber ihren Kindern, Zöglingen und Dienstboten. Stellvertreter Gottes sind auch die kirchlichen Oberen oder die geistliche Obrigkeit gegenüber den übrigen Gliedern der Kirche, und die weltliche Obrigkeit gegenüber den anderen Staatsbürgern, den Untertanen. Gott, unser Schöpfer, hat seinen Willen kundgemacht, daß Staaten existieren mit Trägern der obrigkeitlichen Gewalt, mit der Befugnis, Gesetze und Verordnungen zum allgemeinen Besten zu geben. Damit hat er zugleich allen andern Staatsgliedern die Verpflichtung auferlegt, diesen Gesetzen zu gehorchen. Der Regent ist „von Gottes Gnaden“, nicht „von Volkes Gnaden“. Er ist vielleicht (wie z. B. in den Freistaaten) der Erwählte des Volkes; er ist nicht der Beauftragte des Volkes.²⁾ Auftrag, Sendung und Recht hat er von Gott. Gibt es ja überhaupt kein Recht, das nicht im Willen Gottes als seinem tiefsten Grunde wurzelt. Wer nicht auf Gottes Willen sein

Recht baut, baut auf Sand, in die Luft, baut ein Kartenhaus; der erste Windhauch menschlicher Meinung oder Laune bringt es zu Falle.

Andrerseits muß man aber auch sagen: auf Gottes Willen gebaut, ruhen Recht der Obrigkeit und Gehorsam der Untertanen auf unerschütterlichem Felsengrund. Das Gotteswort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“, sichert den Thron weit besser, als Hunderttausende von Bajonetten, die ihn etwa schützend umgeben mögen. Stehe ich auf dem Boden der Vernunftkenntnis und des Glaubens, sehe ich in meinem Vorgesetzten den Stellvertreter Gottes, in dem Befehle und Auftrage meines Vorgesetzten Gottes Befehl und Auftrag, so werde ich in allen Fällen ohne allzu große Schwierigkeiten gehorchen.

Der Unglaube höhnt: frei ist der Mensch; gehorchen ist des Menschen unwürdig. — Ja, gehorchen wie ein Sklave, den der Stock zwingt, sich jeder Laune seines Gebieters zu fügen, ja, parieren, wie ein Hund, den die Peitsche dressiert, ja, das ist des Menschen unwürdig. Aber gehorchen als Mensch und Christ, das ist nun und nimmer des Menschen unwürdig. Da tue ich, was ein anderer Mensch mir sagt, weil Gott der Herr mir durch diesen Menschen sagen läßt, was er, Gott, will, daß ich tun soll. Ich beuge mich vor Gottes Willen. Und das ist der edelste Gebrauch, den ich von meiner Freiheit machen kann. Gottes Willen tun erniedrigt den Menschen nicht; im Gegenteil, das adelt ihn.

Man nennt unsern Gehorsam blind und meint, ihn dadurch herabzusetzen. — Gewiß, Gott hat uns zwei Seelenaugen gegeben, Vernunft und Glaube, und er will, daß wir sie offen halten und gebrauchen bei all unserm Tun und Lassen. Sie schließen, auch nur bei einem einzigen Schritt, wäre tadelnswert, unrecht und sündhaft. Der christliche Gehorsam aber hält diese beiden Augen weit offen; er sieht mit beiden klar, weit und scharf. Er sieht ins Innerste des Menschen und sieht in ihm den Träger göttlichen Rechtes. Nur weil er das klar sieht, gehorcht er, und nur insoweit, als er im Menschen den Stellvertreter Gottes sieht. Der Wille Gottes ist nämlich auch Grenze alles Gehorsams, auch Grenze des Untertanengehorsams.

Bischofsfeier.

(Inthronisation.)

Göttlichkeit macht stark. Gibt dieses Wort schon für das gewöhnliche Geschäft im menschlichen Leben, so findet es seine ganz besondere Anwendung in außerordentlichen Unternehmungen, wo es gewöhnlich an den nötigen Vorbereitungen, den geeigneten Mitteln, an geschickten Händen fehlt. Denn was der eine nicht zustande bringt, vermag die Vereinigung der Arbeitskräfte, das Zusammenwirken Gleichgesinnter. Die Diözese Tiraspol vereinte in diesen Tagen ein gemeinsames Streben, eine Angelegenheit, die alle anging, eine Ehrensache, die zu erledigen ganz Tiraspol stolz war. Es galt, dem neu erwählten Oberhirten, der aus seiner Mitte entsprang, einen Freudentag zu bereiten. Für diesen Tag schlugen freudig und begeistert aller Herzen. Zu diesem Ehrentage ihr reichvolles Schesken beizutragen, beeilten sich alle Gemeinden der Diözese. Teils sandten sie ihre Vertreter, teils befundeten sie ihre Teilnahme durch zahlreiche Telegramme, teils gaben sie ihrer kindlichen Liebe und Freude durch Geschenke offenen und feierlichen Ausdruck. Dank dieser innigen Teilnahme der Diözese und des regen Zusammenwirkens derselben zog in diesen Tagen an

²⁾ Leo XIII. Encycl. „Diuturnum“ 29. Juni 1881.

unserm Auge ein Bischofsfest vorüber, das in rührender Glaubensfülle, an brüderlicher Aufrichtigkeit und im äußeren Glanz seinesgleichen suchte, ein Fest, das dem beobachtenden Geiste in klaren Umrissen zeigte, daß die schlummernden Kräfte der Diözese Tiraspol endlich erwacht sind und ein geistliches Leben in ihr sich reut; daß an allen Enden Tiraspol sich hebt, um sich auf den Fuß seiner Selbstständigkeit zu stellen; daß Tiraspols geistiger Entwicklungsprozeß mächtig begonnen, rückhaltlos fortschreitet und warm und zielbewußt seiner Vollendung zusteuert. Das Reden, Handeln und Fordern, die ganze äußere Haltung der Diözesanvertretung, ferner die Worte der Begrüßung, die sie dem Oberhirten weihen; dann das gemeinsame Bestreben, die Sache Tiraspols zu heben, das alle treuen Tiraspolder beseelt und in diesen Tagen zu einem recht erfreulichen Vorschein kam: sind die Beweise dafür. Das Wort „Wir sind stark genug, unsern Bischof zu empfangen,“ die Pläne über Hebung und Förderung des katholischen Schulwesens, die bei Gelegenheit des Festes entworfen wurden, die Gedanken über die brennende Frage des kirchlichen Gefanges, die ausgetauscht wurden, die warme Begeisterung über das edle Werk der Bildung unseres deutschen Volkes, die lebhaften und lauten Ausdruck fand: sind klare Belege für die geistliche Umwälzung, die in der Tiraspolder Diözese vor sich geht. Gottes hl. Gnade möge bewirken, daß das gefeierte Bischofsfest den Grundstein zu dieser geistigen und geistlichen Umwälzung der Diözese bilde!

Der Mittelpunkt des Festes war die Kathedralkirche. Ihr wurde daher die größte Aufmerksamkeit geschenkt; sie zu schmücken waren viele geschickte Hände beschäftigt. Die Kathedrale ist ein gar bescheidenes Gotteshaus und ist dem hohen Range, den sie unter allen Kirchen Tiraspols einnimmt, nicht gewachsen. An künstlerischer Schönheit, an Reichtum und an Herrlichkeit müßte sie allüberbieten. Mit Tiraspols Erwachen wird auch eine würdige Kathedrale die Bischofsstadt schmücken. In diesen Tagen zog nun in das bescheidene Gotteshaus ein Festschmuck, der ihm Schönheit und Herrlichkeit verlieh. Meisterhaft ist es dem italienischen Meister Baraffi gelungen, den grau öden und schmucklosen Wänden einen gar festlichen Charakter zu verleihen. Er gab ihnen eine Schönheit, die das kunstsinrige italienische Volk, aus dem er hervorgegangen, in seinen Kirchen zum Ausdruck bringt. Trat man vor den Eingang hin, so erblickte man über dem Hauptportal ein großes Bogenbild, das den Heiland mit der Siegesfahne darstellte. Christus der Herr, der große Welteroberer sollte dem Auge des Bischofs zuerst sich darbieten, damit er schon beim Beginne seiner bischöflichen Tätigkeit auf Christus hinsehe, ihn zum Vorbilde sich wähle, ihn predige, für ihn lebe und sterbe. Rechts und links zeigten sich dem Beschauer zwei andere Bogenbilder über den Seitenthüren. Sie zeigten dem Tiraspolder Katholiken die teuersten Bildnisse seines religiösen Lebens: das unser's glorreich regierenden Papstes Pius des X. und das unser's Hochwürdigsten Herrn Bischofs. Wie den Untertanen das Bild des Landesfürsten hoch und teuer ist, so müssen auch uns die Bildnisse unser kirchlichen Oberhirten recht tief ins Herz einaeprägt sein und wir aeaen ihre hohen Personen mit Liebe und Hochachtung erfüllt werden. Unten waren die drei Eingänge mit roten gelbdurchstreiften Vorhängen prachtvoll ausgeschmückt. Durch diesen Schmuck bekam die Gesichtseite der Kirche ein großartiges Aussehen. Aller Luftwandelnder Augen waren heute auf die katholische Kirche gerichtet. Im Innern durch das Hauptportal angelangt, sahen wir einen Kirchenschmuck in italienischem Stile gehalten. Zunächst waren die leicht hervortretenden Plasterornamente, ferner die Fensterflächen mit rotem Stoffe bekleidet. Die beiden Seitenapsiden im Schiffe der Kirche, die je einen Altar bergen, zierten rotealbe Vorhänge, die bis zur Erde faltenreich niederwallten. Den Hauptschmuck, nachdem sich all's richtete und dem Künstler seine größte Sorgfalt widmete, erhielt der große Mittelbogen, der das Schiff der Kirche vom Chore trennt. Er bestand in einem gewaltigen Vorhange, der in der Mitte durch eine hübsch gemalte Mitra zusammengehalten und an 7 Stellen mit Goldschnüren aufgezogen wurde. Dieser schöne Schmuck, von der Mitra überragt, glich einem großen Bischofsmantel, der sich gleichsam über die ganze, weithin ausgedehnte Tiraspolder Diözese ausdehnen wollte, um alle Glieder derselben unter seinen Schutz und Schirm zu nehmen. Im Gesimse über dem Mittelbogen zog sich die betende Inschrift dahin: „Herr, erhalte unsern

Bischof Joseph!“ Als wir durch den Bogen in die große Mittelsapsis traten, zeigten sich uns die Sitze des Kapitels in geschmackvoll braunem Zierrat. Ferner erschienen die Ikonen der Kirche in lange Vorhänge bekleidet. Wo diese in der Mitte kunstvoll geteilt auseinandergezogen waren, hingen die Bildnisse des Papstes und des Bischofs, die der Künstler der Kirche für diesen Tag zur Verfügung stellte. Links sahen wir den roten Bischofsthron, der ganz erneuert wurde und den alten an Kunst und Geschmack weit übertraf. Nun betrachteten wir den Hochaltar. Dieser erschien heute in dem reichsten Goldschimmer, der den Schmuck der Kirche bedeutend erhöhte. Bis zur Stunde war er verhüllt und nun sollte er sich am Bischofsfeste zum ersten Male in seinem Glanze zeigen. Rechts und links erhob sich an den Wänden ein Phantasienschmuck, der sich von den übrigen sehr unterschied und aller Augen angenehm gefesselt hielt. Lebende und künstliche Blumen aller Art umstanden mit großer Verschwendung den Altar. Der Gesamteindruck des inneren Kirchenschmuckes war ein überaus neu, äußerst anziehender und festlicher gewesen, der allen wohlgefiel. Die bescheidene und bedürftige Kathedrale wurde durch ihn nun würdig befunden, einen Bischof zu empfangen. So stand die Kathedrale nun da wie eine Braut in ihrem Hochzeitschmucke, schüchtern den nächsten Tag erwartend, an welchem ihr Bräutigam mit reichlichem Gefolge, unter festlichem Glockenläute und freudigem Jubelgesange nahte, um seinen hochzeitlichen Einzug zu feiern.

Endlich kam der Tag der Erwartung, der 7. November, an dem das Ziel aller Gedanken, Sorgen und Opfer erreicht werden sollte. Gegen 9 1/2 Uhr versammelten sich Kapitel und Geistlichkeit, um gemeinschaftlich die Prim abzuhalten. Den Herren weltlichen Vertretern wurde der Platz vor den Kanzellen angewiesen. Gegen 10 Uhr setzte sich eine Prozession in Bewegung, die aus den Herren Geistlichen und den Zöglingen des Seminars bestand. Sie zog durch das Schiff der Kirche zum bischöflichen Palaste, um den Herrn Bischof zum feierlichen Gottesdienste abzuholen. Festlich gekleidet erschien alsbald der Herr Bischof in ehrwürdiger Haltung. Unter Gebet, Gesang und Geläute bewegte sich nun der Zug durch das Hauptportal in die Kathedrale. Eine unzählige Menge Volkes drängte sich um den Eingang der Kirche. In der Kirche angelangt, kleidete sich der Herr Bischof an, und nun begann er sein erstes feierliches Bischofsamt. In Zeremonie und Gesang haben die Zöglinge des Seminars ihr Mäliches geleitet. Während des Gottesdienstes wurde das päpstliche Ernennungs-breve verlesen; dann übergab der Diözesanverwalter dem Herrn Bischof die bisher verwaltete Diözese mit folgenden Worten:

Erw. Excellenz!

Daß das Himmelreich, welches mit dem Senfkornlein verglichen wird, bereits früher in den Gegenden, die gegenwärtig von den Grenzen der Tiraspolder Diözese eingeschlossen werden, Wurzel gefaßt hatte, lehrt die Geschichte. Zeuge dessen sind die Städte: Utrachon, Kersich, Afow, Theodosia, Sudak und Sulgat, von denen die beiden ersten mit Metropolitansitzen ausgezeichnet waren,* in den anderen Bischofsitze blühten. Doch die geschworenen Feinde des Christentums, die Barbaren-Türken, welche durch so viele Jahrhunderte die katholische Kirche auf das grausamste verfolgt haben, haben die erwähnten Bisümer gänzlich zerstört und den im Glauben unbefiegten Gläubigen die Krone des Martyrtums aufs Haupt gesetzt. Gott der Allmächtige aber, dessen „Weisheit mit Kraft von einem Ende zum anderen reicht und alles mit Anmut ordnet,“ hat den katholischen Glauben wiederum in diesen Gegenden entstehen lassen. Viele Gläubigen jener Nation, die in der Kirche stets eine hervorragende Stellung eingenommen hat und einnimmt, kamen vor hunderteununddrißig Jahren (1765) in diese Gegend, denen sich auch Dine Vorfahren, Ehrwürdiger Vater, anschlossen hatten. Diesen folgten neununddreißig Jahre später (1804) ihre Brüder nach Südrußland. Sie unterstanden der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Mohilew. Väter aus der Gesellschaft Jesu haben hier siebenzehn Jahre (3. März 1803—20. September 1820) und am Schwarzen Meere zehn Jahre (1810—1820) die Seelsorge dieser Gläubigen ausgeübt. Nach der Vertreibung dieser durch die Regierung wurden den Gläubigen Seelsorger gesandt, deren Sprache sie „zwar hörten, aber nicht verstanden.“ Als aber der Stellvertreter Christi des Herrn, der wachsame Papst

Pius IX.—f. A.—von der Spitze der Sionswarte einen gnädigen Blick auf den kläglichen Zustand dieser Gläubigen geworfen hatte, beschloß er gleich, dem Übel abzuhelpen. Nach Vereinbarung mit der russischen Regierung erließ er also das Apostolische Schreiben vom 3. Juli (21. Juni) 1848, kraft welchem er die Diözese Cherson errichtete. Eröffnet wurde diese Diözese am 29. Oktober 1850. Durch das Dekret der Konsistorial-Kongregation vom 18. (6.) September 1852 wurde der Bischofssitz aus Cherson nach Tiraspol verlegt, und dem entsprechend auch der Name des Bistums in „Tiraspoler Diözese“ umgeändert. Tatsächlich hat der Diözesanbischof weder in Cherson noch in Tiraspol je seinen Sitz gehabt. Diesen Flecken im Weinberge des Herrn haben vier Diözesanbischofe und ein mit der bischöflichen Würde bekleideter Apostolischer Administrator verwaltet. Der letzte derselben wurde nach Wilna überführt und zugleich durch päpstliche Verordnung zum Apostolischen Bistumsverweiser von Tiraspol ernannt. Unter Vorbehalt der ständigen Anstellungen hat er mich, den Prälaten Archidiacon, mit der Verwaltung der Diözese betraut und mich zu seinem Generalvikar bestimmt. Nun aber, da die göttliche Vorsehung Ew. Excellenz zur Regierung der Tiraspoler Diözese berufen hat, bitte ich, Ew. Bischöfliche Gnaden, einen kurzen Bericht über den Zustand dieses Bistums entgegenzunehmen zu wollen.

Die geistliche Kriegerchar besteht aus 141 Priestern römischen Ritus, denen der Unterricht im Seminar und die Seelsorge von 330.097 Gläubigen obliegt. Da „die Ernte zwar groß, der Arbeiter aber wenige sind“, so sind von den 99 Pfarreien gegenwärtig 5 des Hirten beraubt. Die 454 Städte, Dörfer, Chutoren, Ökonomien, Fabriken, Kohlenschachten und and., woraus die Diözese besteht, sind in 12 Gouvernements und 4 Gebieten zerstreut, so daß die Gläubigen von Dan bis zu Bersabee ihre Wohnungen aufgeschlagen haben. 33.216 Gläubige sind armenisch-katholischen Ritus und bilden 49 Pfarreien mit 53 Priestern. Diese Gläubigen, die Priester nicht ausgenommen, befinden sich in einem schlimmern Zustande als die anderen. Doch dank der göttlichen Gnade scheint ein Hoffnungsstern auf bessere Zeiten aufzugehen. Ferner setzten sich die Gläubigen der Diözese Tiraspol nicht nur aus diesen beiden Zungen, der deutschen nämlich und der armenischen, zusammen, sondern auch der polnischen, französischen, italienischen, ja fast alle Nationen, die den Erdkreis bewohnen, sind da vertreten, so daß es nicht viele Diözesen geben wird, wo eine solche Völkermischung bestände. Daß sich daraus für die Verwaltung große Schwierigkeiten ergeben, bedarf des Beweises nicht.

Obwohl es auf dem Laude an räumigen Schafen auch nicht fehlt, so blüht der lebendige Glaube dennoch in den Dörfern mehr als in den Städten. In diesen — mit Schmerz sei es gesagt — erkaltet die Liebe mehr, und die Gleichgiltigkeit ist daran, sich ein Nestlein zu winden. Als eine Folge derselben hat man, glaube ich, die große Zahl der Mischehen zu betrachten. Denn während meiner Verwaltung, vom 1. Mai bis zum 6. November d. J., war ich gezwungen 43 Dispensen für Mischehen zu erteilen und eine solche noch vom hl. Stuhl zu erbitten, da auch zugleich das Ehehindernis der Blutsverwandtschaft entgegenstand. 82% davon fallen auf die Städte.

Ein großes Übel, das in der Zukunft sich noch verschlimmern wird, besteht für die Schulen, da in denselben weder dem Erlernen der deutschen Sprache noch dem Religionsunterricht genügend Rechnung getragen wird. Infolgedessen die religiöse Erziehung der Jugend not leidet.

Was die Vorbereitungsschule am Diözesanseminar betrifft, so ist es klar, daß nicht nur die Gebäude einer Ausbesserung und Vergrößerung bedürfen, sondern auch das Schulprogramm eine Erweiterung notwendig hat; denn die Bildung und Entwicklung ist, wenn wir auch nur die letzten 30 Jahre nehmen, so riesend vorangeschritten, daß unser Knabenseminar den aus den gegebenen Verhältnissen entspringenden Anforderungen nicht mehr gewachsen ist.

Das Diözesanblatt, welches den Namen des Bistumspatrons, des hl. Klemens, trägt und entschieden auf katholischer Grundlage fußt, wandert bereits sieben Jahre in die Welt und verfolgt unerschütterlich den Zweck, dem Bischof als Hilfsmittel zur Sittenverbesserung wie auch zur Einführung alles Guten zu dienen.

Endlich habe ich während meiner Verwaltung vom Aposto-

lischen Stuhle zwei Schreiben erhalten, nämlich das Motu proprio des Papstes Pius X. über die Umgestaltung des Kirchenrechtes und das Dekret der Kongregation Concilii über das, was zu beobachten und zu vermeiden ist bei der Pflichterfüllung der übernommenen Meßstipendien. Letzteres ist zu veröffentlichen, ersteres zu beraten. Alles dies glaubte ich sagen zu müssen. Du aber, Ehrwürdiger Vater, der Du zur größeren Ehre Gottes und zu unserem Heile nicht Anstand genommen hast, ein Amt zu übernehmen, das „selbst für Engelschultern erschreckend ist“, wirst alles unter dem Beistand des hl. Geistes wohl einrichten, was Dir Gott gnädig verleihen wolle, bitt ich inständigst, zugleich erkläre ich mein Amt für erloschen.

Darauf richtete der Herr Bischof an die anwesende Geistlichkeit diese Worte:

Geliebte Brüder!

Da die Diözese Tiraspol, durch die Überführung ihres ausgezeichneten Hirten, des Herrn Bischofs Baron Eduard von Kopp nach Wilna, verwaist war, rief mich der Herr in seinen unergründeten Ratschlüssen, damit ich den Thron der Diözese Tiraspol besteige.

Daher seid mir in Christo dem Herrn, geliebteste Brüder, von Herzen begrüßt! Da Ihr mir gestern einen so feierlichen Empfang bereitet habet, so erfülle ich eine Dankespflicht, indem ich Euch in Christo dem Herrn von Herzen wiedergrüße.

Daß ich zu Euch als Bischof gekommen, ist des Allerhöchsten heiligsten Wille. Warum der Herr mich und nicht einen Würdigeren als Euren Oberhirten erwählt hat, weiß ich nicht. Der Wahl zu folgen, rieten mir erleuchtete Männer: unter denen ich meinen Herrn Vorgänger und den Hohen Erzbischof nenne.

Hätte ich den Ruf Gottes, dieses Amt zu übernehmen, nicht erkannt, dann hätte ich sicherlich meine Einwilligung dazu nicht gegeben. Gottes heiliger Wille, durch den ich Bischof von Tiraspol bin, ist mir auch die Richtschnur meines Verkehrs unter Euch. Ich habe mir vom ersten Tage meiner Wahl vorgenommen, und jetzt beteuere ich es wiederum vor Gott, daß ich nicht herrschen will unter dem Klerus, und wie ein guter Hirte muß ich die mir anvertraute Herde auf guten Weiden weiden. In dieser Angelegenheit bedarf ich nebst der Gnade des Herrn Eurer Mitwirkung, geliebteste Brüder. Darum bitte ich Euch recht inständig, mir in meinem schweren Amte beistehen zu wollen.

Darauf folgte der ergreifendste Augenblick der ganzen Feier, die Huldigung der geistlichen und weltlichen Vertretung nämlich. Es war in der Tat rührend anzusehen, wie bejahrte, im Amte ergraute Priester vor den Bischof hinzutraten und, vor ihm niederknien, den Ring küßten, ihm Liebe, Treue und Ergebung versprechend; wie einfache Leute, welche die Gemeinden der Diözese schickten, den Bischof als ihren in Christo erwählten Vater und sich als seine treuen Kinder durch den Handkuß bekannnten. Da flossen reiche Tränen. Selbst der Herr Bischof konnte sich der Tränen nicht enthalten. Nach Beendigung dieser hohen, weihvollen Handlung bestieg der Herr Bischof die Kanzel und richtete an die versammelten Gläubigen bemerkenswerte Worte. Er schilderte die Aufgabe und Stellung des Bischofs in seiner Diözese. Dann wies er hin auf die schweren Pflichten der Eltern und jedes Christen in dem wichtigen Werke des ewigen Heiles. Er warnte vor den vielen Gefahren, denen der Glaube ausgesetzt ist. Nach der Predigt wurde der Gottesdienst fortgesetzt, an dessen Schlusse die beiden Herren Brüder des Bischofs aus der Hand des erhöhten Bruders die hl. Kommunion empfangen. Nach Beendigung des feierlichen Hochamtes erteilte der Herr Bischof einen vollkommenen Ablass.

Nun begleitete die Prozession den Herrn Bischof wieder in seinen Palast zurück, wo ihm die Diözese Tiraspol ihre Glückwünsche entgegenbrachte. Von den in diesem feierlichen Augenblicke gehaltenen Reden und verlesenen Adressen mögen folgende hier Erwähnung finden:

Rede des Herrn Prälaten J. Kruschinsky.

Excellenz!

Heute, an dem Tage, wo Ew. Bischöfliche Gnaden den Stuhl bestiegen haben, der unter dem Schutze des hl. Klemens steht, ha-

ben wir uns hier im Saale versammelt, um unseren tiefgefühlsten Glückwünschen Ausdruck zu verleihen. Meine Wenigkeit ist beauftragt, die Gratulation des Hochwürdigsten Domkavitsels zu überbringen und dieser Pflicht will ich nun versuchen, gerecht zu werden. Wenn wir, Excellenz, unsere Stimme zum Zwecke der Bealückwünschung erschallen lassen, so unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß unsere Worte aufrichtig gemeint sind. Und gerade dieser Aufrichtigkeit halber können und dürfen wir nicht Dinge wünschen, die rein unmöglich sind. Unvereinbar ist es aber mit einem Bischofsamte, ich meine im besonderen das Amt eines Diözesanbischofs, sich dasselbe ohne Kreuz und Leiden zu denken; denn jene, welche „das bischöfliche Amt übernehmen“, lehrt die Kirche, „sind nicht zum Reichtum und zur Äppigkeit berufen, sondern zu Mühen und Sorgen für die Ehre Gottes und haben den Vergehen aller Untertanen zu steuern.“ Zweifelschne müssen sie daher jenen Weg wandeln, den ihnen Christus der Herr vorausgegangen ist. Und hat der göttliche Erlöser zu allen gesagt: „Will mir jemand nachfolgen, so verleugne er sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ So legte er den Aposteln zur Betrachtung besonders vor: „Ein Jünger ist nicht über dem Meister, noch ein Knecht über seinem Herrn. Haben sie den Hausherrn Belzebul geheißt, um wie viel mehr seine Hausgenossen?“ Excellenz sind ein Nachfolger der Apostel geworden und somit auch ein Teilhaber an diesem Erbe vom Meister. Wüßten wir daher wünschen: Kein Kreuz und Leiden möge Ihre Tage trüben, so wäre das soviel als: Mögen Excellenz den Hirtenstab, den Sie soeben erhalten; nur auch gleich weglegen. Nein, das wünschen wir nicht. Wir wünschen auch nicht, daß Kreuz und Leiden über Sie hereinbrechen mögen; denn das ist ohnehin mit dem Amt verbunden. Wir wünschen aber jenes Mittel, welches, wie das Holz die bittere Quelle in der Wüste verlüßt hat, auch die Berufspflichtigen Ew. Bischöflichen Gnaden erleichtere und in Freude umwandelte. Wie die Apostel „freudig vom Angesicht des hohen Rates hinweggingen, weil sie würdig befunden waren, um des Namens Jesu willen, Schmach zu leiden“ so möge der hl. Geist auch Sie mit seiner Gnade stärken und erluchten, damit Kreuz und Leiden angenehm werden; denn im Kreuze liegt das Heil und nicht das Übel. Soviel an uns liegt, sind wir gerne bereit, unsere schwachen Schultern unter die Bürde zu schieben, um sie tragen zu helfen, und wünschen, daß die Gnade des hl. Geistes uns bleibend vereinige. Das sind unsere Wünsche, welche entgegenzunehmen Excellenz huldvoll geruhen wollen.

Rede des Herrn Pfarrers G. Baier.

Hochwürdigster Herr Bischof!

Es ist mir die ehrenvolle und überaus angenehme Pflicht zu teil geworden, im Namen der Hochwürdigsten Pfarrgeistlichkeit deutscher Zunge, Ihnen, Hochw. Herr Bischof, am Tage Ihrer Inthronisation unsere herzlichsten Glückwünsche entgegen zu bringen. Indem ich mich dieses so ehrenvollen Auftrages entledige, kann ich nicht umhin, auszurufen: „Wunde bar sind die Wege Gottes und unergründlich die Ratschlüsse des Herrn! Ja, gerade in Deiner Wahl, Hochwürdigster Herr, zum Bischof von Tiraspol hat sich die Vorsehung Gottes in ihrer aazzen geheimnisvollen Weise offenbart. Abgesehen von den vielen scheinbar unübersteigbaren Hindernissen, hätte die Wahl der göttlichen Vorsehung auf keine geeigneterere Person fallen können als auf die Ihrige; denn Sie haben alle Stufen des priesterlichen Seelsorgerlebens praktisch durchgemacht, Sie gerade besitzen jene uns allen bekannte Tugend der Gerechtigkeit, die, gepaart mit hl. Liebe, memandem mit Vorbedacht Unrecht tut und allen wirklichen Bedürfnissen stets nach Möglichkeit gerecht wird. In der vollen Überzeugung, daß uns durch unsern gegenwärtig glorreich regierenden Papst Pius X. ein Bischof gegeben wurde, der ein Mann ist nach dem Herzen Gottes, der bereit ist, das Wort des hl. Paulus „opus fac evangelistae“ in seiner ganzen Bedeutung zu erfüllen, begrüßen wir in aufrichtiger Freude Sie, Hochwürdigster Herr Bischof, als unsern Führer, unsern Leiter, unsern lieben Oberhirten, unter dessen weiser Leitung wir uns sehnen, nach dem Wunsche unseres hl. Vaters alles im Geiste Christi zu erneuern und zwar im Geiste der Liebe. Denn das Band der Vollkommenheit ist ja die Liebe, daher auch der Lieblingsjünger Jesu Christi sagt: „Qui manet in caritate, in Deo manet et Deus in eo.“ Und so wollen wir Gott bitten, dieses Band der Liebe zwi-

schen uns immer inniger zu knüpfen, auf daß uns Gott die Gnade verlehe, unter Ihrer Leitung stets den guten Kampf zu kämpfen. Es verleihe daher Ihnen, Hochwürdigster Herr Bischof, der liebe Gott recht viele Jahre zum Nutzen und Frommen unserer teuren Tiraspoler Diaspora und zu unser aller Seelenheil! Ja, es lebe lange, es lebe viele, viele Jahre unser teurer Landsmann, unser Hochwürdigster Herr Bischof Joseph Kefler!

Rede des Herrn Michael Köstel.

Hochwürdigster Herr Bischof!

Es ward mir die seltene Ehre zu teil, im Namen unserer deutschen, katholischen Kolonien Sie, Hochwürdigster Herr Bischof, am Tage Ihrer Inthronisation zu begrüßen. Durch die Vorsehung Gottes von unserem glorreich regierenden Papst Pius X. in Übereinstimmung mit unserer hohen Regierung zum Bischof von Tiraspol berufen, sollen Sie, Hochwürdigster Vater, der Führer und Leiter unserer Seelen sein. Wir wissen, daß, was der hl. Stuhl tut und bestimmt, nur zum Besten gereicht; deshalb möge der liebe Gott Eurer Excellenz recht viele, viele Jahre verleihen zum Nutzen und Frommen unserer lieben Tiraspoler Diözese und zu unser aller und Ihrem eigenen Seelenheile. Es lobe hoch unser Bischof Joseph Kefler!

Adresse des Nikolajewer Dekanats.

Hochwürdigster Bischof, Geliebtester Vater!

Du feierst heute Deine Vermählung. Die Diözese Tiraspol ist die Braut, von Christus Dir anvertraut. Klerus und Volk übernahmst Du heute aus der Hand Christi als Kinder, Brüder und Mitarbeiter. Als solche erscheinen wir vor Dir in diesem feierlichen Augenblicke und erkennen Dich an, als unsern Vater, Hirten und Lehrer. Die liebevolle göttliche Fügung hat Dich dazu erwählt, der Vater der Christenheit Dich über uns gesetzt. Mit aufrichtigem Danke gegen Gott geloben wir Dir Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam. In unserem Leben und Streben wollen wir als wahre Kinder, als treue Freunde und Mitarbeiter mit Dir immer eins sein. Wir kennen Dein Herz und Deine Sorgen. Die 300,000 Deiner Schäflein sind dem Klerus anvertraut. Ihm schenkst Du darum Deine unangenehmste Liebe; der Wiege desselben, dem Seminar, blüht Deine zarteste Sorge zugewandt. Unser kindliche Sinn will in dieser Sorge Dir stets zur Seite stehen. Ein gemeinsames Scherflein, das wir heute Deinem edelsten Zwecke, dem Seminar, weihen, möge Dir diesen unsern Willen bekunden.*) Wir meinen, es mache Dir Freude, und bitten Dich, es väterlich anzunehmen. Wir und unsere Pfarrkinder versichern, daß wir stets Gebete und Segenswünsche aus kindlichen Herzen zu Gott für Dich emporschicken werden. Das Herz im Tabernakel und die unbefleckte Gottesmutter waren die Sterne Deines Lebens als Priester; sie mögen es bleiben in Deinem Hoffen und Bangen als Bischof.

Deine Söhne: Nikodemus Tschernjachowitsch, Johannes Fetsch, Leonard Eberle, Laurentius Wolf, Johannes Schneider, Peter Riedel, Jakob Scherer, Georg Strömel, Nikolaus Kraft, Valentin Greiner, Ladislaus Potozky.

Adresse des Odessaer Dekanats.

Sr. Excellenz, dem neukreierten Hochwürdigsten Herrn Bischof von Tiraspol Joseph Kefler bei Besitzergreifung seiner Kathedrale zu Saratow im Jahre 1904 am 7. November, von der Geistlichkeit des Odessaer Dekanates gewidmet.

Ew. Excellenz! Hochwürdigster Hr. Bischof!

Habemus Pontificem! Wir haben einen Oberhirten! Diese Nachricht erfüllte unser Herz mit Freude und Jubel. Und wer steht geschmückt mit Mitra und Hirtenstab vor uns? Ein Bischof mit hochwissenschaftlicher Bildung; ein Bischof mit sittlicher Unantastbarkeit; ein Bischof endlich, der aus unserer Mitte hervorgegangen ist. Ganz besondere Ursache jedoch zur Freude und zum Jubel glauben wir, die Geistlichen des Odessaer Dekanates, zu haben, da Euer Hohe Excellenz die letzten Jahre Ihrer seelsorglichen Tätigkeit gerade in unserer Mitte verbrachten, und wir daher Ew. Excellenz hohen Wert am besten kennen zu lernen Gelegenheit

*) Hr. Prälat Tschernjachowitsch überreichte Herrn Bischof die Summe von 300 Rubeln zum Zwecke des Seminarbaues.

hatten. In herzzinnigem Flehen zum Allerhöchsten erbitten wir auf Ew. Excellenz Haupt den reichsten Segen des Himmels. Möge Ihnen von oben Kraft und Stärke verliehen werden, unsere teure Diözese mit Weisheit und Gerechtigkeit zu leiten. Wie wir ehemals unsern Konsekratoren Reverenz und Obedienz gelobten, so erneuern wir an diesem hochheiligen Tage vor Ew. Excellenz feierlich dieses Gelöbniß und beteuern vor dem Allerhöchsten, daß wir immer dorten zu finden sein werden, wo unser Bischof steht, da wir der Überzeugung leben, daß unser Bischof das Bindeglied zwischen uns und unsrer Mutter, der hl. Kirche, ist. Aus voller Brust rufen heute Ihre getreuen Söhne aus dem Dössaer Dekanate Ew. Excellenz zu: „Ad multos annos!“

Gezeichnet: Dekan Dobrowolsky, Pf. Säger, Pf. Seelinger, Pf. Butsch, Pf. Nold, Pf. Beckler, Pf. Leibham, Pf. Kaufmann, Pf. Keller, Pf. Stang, Pf. Kapzinsky, Pf. Dowblis, Pf. Hein, Pf. Zimmermann, Pf. Kiepling, Pf. Dsupsky, Pf. Weber, Pf. Reichert, Pf. Paibowski.

Adresse der Gemeinde Louis.

Ew. Excellenz, Hochwürdigster Herr Bischof!

Die ganze Tiraspoler Diözese rüstet sich, um ihren neuen Oberhirten zu begrüßen. Eine gemeinsame Sache vereint heute weit auseinandergeworfene Ortschaften, Städte und Dörfer. Der Norden und der Süden der Diözese wetteifern, Ew. Excellenz den besten Empfang zu bereiten. Besonders die Gemeinde Louis teilt heuer die Freude und den Jubel der Diözese; hat sie doch einen besonderen Grund, froh, ja stolz zu sein: erfreut sie sich doch des Glückes, ihren einzigen Priester, dem sie stets alle Hochachtung und Liebe zollte, auf einem, seinen Verdiensten und Geistesgaben entsprechenden Posten, der hohen Bischofswürde, zu sehen. Unter heißem Flehen wollen wir den Himmel bestürmen — welche Versicherung wir aus echt katholischen Herzen Ew. Excellenz zu Füßen legen — er möge Ihnen zum Heile und Segen unserer Diözese recht viele, viele Jahre der Wirksamkeit verleihen.

In voller Hochachtung die Gemeinde Louis.

Der verhängnisvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Brenten hätte selbst nicht sagen können, wie es gekommen, aber bald konnte er sich selbst nicht mehr verhehlen, daß er Marianne Balding von ganzem Herzen liebte. Ob sie ihn wiederliebte? Hierauf mußte er sich die Antwort schuldig bleiben. Sie war immer ein wenig schüchtern; auch konnte er sich nicht erinnern, je durch ein Wort oder auch nur einen Blick von ihr ermutigt worden zu sein. Aber gerade ihrer Zurückhaltung halber liebte er sie um so mehr.

Schon seit längerer Zeit war er in dem roten Häuschen, wo Marianne mit ihrer Tante wohnte, ein täglicher Gast. Immer führte ihn der eine oder andere Vorwand hin. Frau Balding war sehr leidend und litt tageweise so heftige Schmerzen, daß sie beständiger Fürsorge bedurfte.

So war sie auch an einem heißen Sulitage vom frühen Morgen bis zum Abend von heftigsten Schmerzen gequält worden, bis endlich gänzliche Erschöpfung eintrat und die arme Patientin nach Ruhe und Alleinsein verlangte.

„Setz bedarf ich Deiner nicht mehr, Marianne,“ sagte sie, „gehe und schöpfe ein wenig frische Luft, ich denke, ich werde ein wenig schlafen können.“

Marianne ging, und kaum hatte sie den Garten betreten, als sie auch schon Brenten auf sich zukommen sah.

Konnte er noch an ihrer Liebe zweifeln? Sah er nicht, wie sich bei seinem Erscheinen warme Röte über ihre schönen Züge ergoß und ein Ausdruck der Freude aus ihren sonstigen Augen strahlte? Sah er nicht, wie ihre Lippen bebten, als sie lächelte, und wie ihre zarten weißen Finger sich zitternd um die Blumen schlossen, die sie eben gepflückt hatte?

„Ich hoffe, ich störe nicht,“ hob Brenten, ihr die Hand reichend, an. „Wie geht es Frau Balding?“

„Die arme Tante hat heute wieder einen schlechten Tag gehabt,“ entgegnete Marianne und erzählte, welche Angst und Sorge

sie den ganzen Tag über um die Ärmste gehabt, und wie diese sie eben erst ein wenig ins Freie geschickt habe.

„Wie beneidenswert ist Ihre Tante, eine solche Pflegerin zu besitzen.“

Inzwischen hatten sie die Bank unter dem Hollunderbusch erreicht und ließen sich hier nieder; und Brenten erzählte seiner schönen Gefährtin, wie allein er in der Welt stehe, ohne Eltern, ohne Geschwister, und — er wußte selbst kaum, wie es gekommen — er gestand ihr, wie innig er sie liebe und wie er fürchte, um ihre Hand zu werben, weil er sich ihrer so wenig würdig fühle.

Sie hatte das Gesicht halb von ihm abgewendet, aber bei dem hereinbrechenden Dämmerlicht konnte er sehen, wie alle Farbe aus ihren Wangen wich; und er fühlte, wie die kleinen Hände, die er fest in der seinen hielt, zitterten und kalt wurden.

„O, Marianne,“ bat er, „wenn Sie mich doch lieben könnten und die meine werden wollten — ich wollte Ihnen mein ganzes Leben zu Füßen legen, ich wollte Sie zur glücklichsten Frau auf Erden machen; meine Liebe sollte Sie vor jeder Sorge, vor jedem Ungemach schützen! Marianne, reden Sie — können, wollen Sie mir angehören?“

Mehrere Minuten verstrichen in lautlosem Schweigen, dann wandte sie den Kopf und sagte in weichem Tone:

„Ja, ich liebe Sie und will Ihnen treu bleiben, so lange ich lebe.“

O, wie schwellten Dankbarkeit, Wonne und Liebe sein Herz, als er diese Worte hörte!

Als Brenten an dem Abend seinem Freunde anvertraute, welchen Schatz er gewonnen hatte, glitt eine seltsame Bewegung über Rudorffs sonst so ruhigen Züge.

„Ich freue mich über Dein Glück, Kurt,“ sprach er. „Du hast das beste Mädchen in der Welt gewonnen — mache sie glücklich.“

Daß diese Marianne das einzige Mädchen war, welches er selbst je geliebt hatte, das verschloß er tief in seiner Brust, um auch nicht den kleinsten Tropfen Vermut in des Freundes Freudenkelch zu träufeln; so weiß auch bis auf den heutigen Tag noch niemand, warum Dr. Rudorff sich nie verheiratet hat.

* * *

„Eifersüchtig, glaube ich, bin ich nicht,“ sagte Brenten eines Tages zu Marianne, wenige Wochen vor ihrer Verheiratung, „aber ich mag wohl meine Eigenheiten haben, wenigstens sagte mir Rudorff öfter als einmal, ich würde mich wohl nie verheiraten, denn ich verlange zu viel von einer Frau.“

„Das hast Du nicht damit bewiesen, daß Du mich erkoren hast,“ lachte Marianne munter.

„Du bist genau, wie ich mir meine Frau immer gewünscht habe,“ erwiderte Brenten lebhaft. „Ich habe verschiedene Vorurteile: so würde ich zum Beispiel nie eine Künstlerin geheiratet haben — ich habe vor allen Malerinnen, vor allen Schriftstellerinnen und dergleichen eine unüberwindliche Abneigung; ich brauche eine vernünftige Frau, deren Wirkungskreis zu Hause beginnt und zu Hause endet.“

„Das finde ich aber nicht recht von Dir,“ erwiderte Marianne.

„Gleichviel,“ sprach er, „gut, daß ich so glücklich war, eine liebe, kleine Frau zu erringen, wie ich sie mir seit vielen Jahren gewünscht habe.“

„Also wenn ich Bücher schriebe oder Bilder malte, würdest Du mich nicht heiraten?“ meinte Marianne.

„Dann hätte ich Dich überhaupt nie geliebt,“ versetzte Brenten; „gerade Dein einfaches, stilles Wesen zog mich zuerst an.“

„Und wenn Dir nun gesagt worden wäre, eins der schönsten Gemälde auf der vorjährigen Bilderausstellung sei von mir — so nähmst Du mich nicht zur Frau?“

„Nein,“ schüttelte Brenten den Kopf, „in diesem Fall könnte ich Dich nicht glücklich machen, und ebenso würdest Du mich nicht glücklich machen; dann wäre es schon besser, jeder ginge seinen eigenen Weg. Aber wozu solch unnützes Gerede? Eher würde sich ein bescheidenes Weibchen in eine leuchtende Sonnenblume verwandeln, als daß meine süße Marianne, statt allein für mich zu sorgen, an mich allein zu denken, das große Ganze im Auge hätte.“

„Findest Du das nicht ein wenig selbstüchtig gedacht?“ meinte Marianne lächelnd.

„Jede Liebe ist wohl mehr oder minder selbstüchtig,“ lautete Brentens Antwort.

Die Zeit verstrich, der Sommer schwand, und immer näher rückte der Hochzeitstag, der zehnte September.

Seit lange hatte keine so glänzende Hochzeit in B. stattgefunden, die halbe Einwohnerschaft des Städtchens war in der kleinen Kirche versammelt, um die schöne Braut zu sehen; und viele betrachteten voll Neid den Glücklichen, dem es beschieden war, dieses schöne, edle Mädchen als sein Eigen heimzuführen. Die Sonne sandte ihre hellsten Strahlen auf die Erde herab, die Welt erschien an diesem Morgen voll Schönheit, Duft und Harmonie.

Die Kinder streuten Blumen auf den Weg der Braut, und diese lächelte freundlich auf sie herab, als ihr Fuß darüber hinwegschritt. Sie sah in den Blumen das Sinnbild einer schönen, schattenlosen Zukunft.

Hell läuteten die Glocken, als der stattliche Offizier und seine schöne junge Frau dem stillen Städtchen Lebewohl sagten. Niemand beachtete den schmerzlichen Zug auf Dr. Rudorffs bleichen Zügen; niemand ahnte, daß dieses Hochzeitsläuten die schönsten Hoffnungen seines Lebens zu Grabe trug.

Die ersten Wochen ihrer Ehe verbrachte das junge Paar in ungetrübtem Glück an der See, dann zogen sie in Mariannes neue Heimat ein.

Wie glücklich waren sie mit einander! Der erste Schatten, der in ihre junge Ehe fiel, war Frau Baldings Tod. Derselbe war sehr plötzlich eingetreten. Als die Magd eines Morgens zu ihr an das Bett trat, fand sie ihre Herrin tot, mit einem Lächeln um die Lippen und einem so friedlichen Ausdruck auf dem Gesicht, wie man ihn seit Jahren nicht mehr auf den Zügen der Kranken gesehen hatte.

„Ohne Dich stände ich jetzt ganz allein auf der Welt, Tante Therese war meine einzige noch lebende Verwandte,“ sagte die junge Frau, indem sie zärtlich zu ihrem Gatten aufblickte.

„Es wundert mich noch immer, daß mir das Glück beschieden war, Dich heimzuführen, warum vor mir kein anderer Dich zur Frau begehrte,“ versetzte Brenten zärtlich.

„Weil andere mich nicht mit Deinen Augen sahen,“ gab Marianne lachend zur Antwort.

„War ich Deine erste Liebe?“ fragte er und sah sie dabei forschend an.

„Meine erste, meine letzte und meine einzige Liebe!“ ver-
setzte sie.

„Das ist mir ein Trost; nur ungern hätte ich eine Frau geheiratet, die vor mir einen anderen geliebt hätte; ich würde mir, glaube ich, einbilden, sie dächte immer an ihn und bedauere, nicht ihn geheiratet zu haben.“

„Kurt, Kurt!“ sprach Marianne und drohte lächelnd mit dem Finger, „Du sagtest mir einst, Du wärest nicht eifersüchtig, und jetzt fange ich an zu glauben, daß Du einer der eifersüchtigsten Menschen bist, die es überhaupt gibt. Hüte Dich vor solchen Empfindungen.“

„Ich glaube wahrhaftig, Du hast recht,“ antwortete Brenten, „gut, daß ich eine Frau habe, die mir nie Veranlassung zur Eifersucht geben wird.“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Die Nachrichten aus der Mandchurei beschränken sich in der letzten Woche wiederum auf Meldungen mehr oder weniger harmlosen Charakters. Die während dieser Zeit eingetroffenen amtlichen Berichte stellen nur fest, daß sich die beiden Gegner fortwährend kampfbereit gegenüber stehen, von Zeit zu Zeit den allgemeinen Waffenstillstand durch kleinere Geplänkel und Scharmützel unterbrechend. So ein Bericht Kuropatkins an Se. Majestät den Kaiser vom 17. November: Unsere Truppen vertrieben, in fortgesetzter Verfolgung des von Tsinchetschen sich zurückziehenden Gegners, am 16. November die Nachhut der Japaner vom Passe 10 Werst südlich von Tsinchetschen. Unsere Verluste sind nicht groß. Die von Ja-



Generalleutnant Baron Kaulbars,
Kommandierender der 3. mandchurischen Armee.

panern zurückgelassenen Toten sind vom 36. Reserveregiment der 9. Reservebrigade. Über kriegerische Zusammenstöße in der Nacht zum 17. November sind Meldungen nicht eingetroffen.

Unter demselben Datum berichtet Generalleutnant Sacharow an den Generalstab: Am 16. November näherte sich die vom Passe 10 Werst südlich von Tsinchetschen vertriebene Nachhut der Japaner dem zweiten, zwei Werst südlicher gelegenen Passe und nahm auf demselben eine besetzte Stellung ein. Am 17. November morgens griffen unsere Truppen den Gegner an, der sich nach kurzem, aber hartnäckigem Widerstand eiligst zurückzog. Über andere Zusammenstöße am 17. November sind Meldungen nicht eingelaufen.

Vom 18. November liegt ein Bericht des Generaladjutanten Kuropatkin folgenden Inhalts vor: Die Kosakenotnjen, welche den am 17. November vom zweiten Passe, 12 Werst von Tsinchetschen, vertriebenen Gegner verfolgten, überschritten den Suidun bis zum Flusse Taitische und vernichteten im Flußtale die Telegraphenlinie, indem sie den Draht auf einer Werst der Linie hinwegnahmen. Während des Geplänkels steckten die Japaner in zwei Dörfern im Tale Taitische die Vorratslager in Brand.

Im Generalstab traf von Sacharow ein Bericht desselben Datums ein, dessen Wortlaut in folgendem besteht: Auf unserer linken Flanke veranlaßten unsere Truppen den in fortgesetzter Verfolgung sich zurückziehenden Gegner, schleunigst die Dörfer Dapinduschau und Uisjyuthy zu verlassen und sich gegen Tchantshau zurückzuziehen. Nach den Kämpfen auf den Pässen, südlich von Tsinchetschen, haben wir noch 50 japanische Flinten vorgefunden. Am 17. November wurde mit Anbruch der Dunkelheit auf der rechten Flanke unserer Stellung am Flusse Schabe eine Kundtschaft in der Richtung gegen Lamutunj vorgenommen. Nachdem sich unsere Truppen den japanischen Verschanzungen auf ungefähr 20 Schritt genähert hatten, wurden sie mit einem starken Gewehrfeuer empfangen, wobei auf unserer Seite ein Leutnant und 3 Untermilitärs verwundet und 3 getötet wurden. Als sich das Getümmel gelegt hatte, nahm ein Teil unserer Truppen unter Anführung des Leutnants Korfakow die Kundtschaft wieder auf, und sich an die Verschanzungen des Gegners, westlich vom Dorfe Lamutunj, heranschleichend, nahmen sie ohne Schuß mit dem Gegner einen Bajonettenkampf auf. Die Japaner ergriffen nach hartnäckigem Widerstand die Flucht, verfolgt bis an das rechte Ufer des Schabe. Ein Japaner wurde gefangen genommen und gegen 25 erstochen; wir erbeuteten Gewehre, Ausrüstung und Decken. Unsererseits wurde der Unterleutnant Kaltbekow an der Hand verwundet und ein Soldat getötet.

Zur Lage in Port-Arthur wird der „Nowoje Wremja“ vom

17. November aus Tschifu gedrahtet: Gestern fand ein neuer Sturm auf Port-Arthur statt. Das aus japanischer Quelle stammende Gerücht über die Einnahme zweier Forts bestätigt sich nicht. Die Verluste der Japaner sind sehr groß und sollen sie im Verlauf der letzten beiden Stunden des Sturmes an 5000 Mann verloren haben.

K o r r e s p o n d e n z.

Kostheim, Gouv. Taurien, 6. November 1904. Geehrter Herr R. B.! Ihr liebwertes Schreiben in № 4 des „Klemens“ vom 23. Oktober 1904 hat mich lebhaft interessiert; da aus demselben eine so tiefempfundene Begeisterung für alles Hohe und Schöne und eine so innige Liebe zu uns armen Kostheimern herausschaut. Ich stimme Ihnen mit ganzem Herzen bei, daß es für uns schon eine Schande ist, noch keine Kirche zu besitzen, und wir somit unbedingt bauen müssen. Darum möchte ich Ihnen zum klareren Verständnis noch folgendes mitteilen, weil Sie doch, wie wir zu hoffen wagen, sich sehr um uns interessieren. Die Kostheimer Pfarrei besteht aus vier kleinen Dörfern, von denen Kostheim 35, Leitershausen 48, Marienheim 30 und Alexanderheim 33 Wirtschaften hat. Aus diesem folgt, daß unsre Pfarrei an Seelenzahl fast jeder beliebigen nachsteht. Bis zum Jahre 1868 wurden wir von Heidelberg aus versehen, also wird unsre Pfarrei erst 36 Jahre selbständig sein und nicht schon ein halbes Jahrhundert, wie man Ihnen gesagt hat.

Bei der Ansiedlung unsrer Kolonien dachte man nicht an eine selbständige Pfarrei, weshalb jedes Dorf für seine Bedürfnisse ein anständiges Bethaus baute, und so ist es leicht begreiflich, daß das Kostheimer Bethaus seinen heutigen Anforderungen durchaus nicht mehr entspricht. Aber so schlecht, wie man's Ihnen geschildert hat, ist es dennoch nicht. Das Haus selbst ist ein solider Bau; in demselben befinden sich zwei Altäre, eine Kommunionbank, ein Beichtstuhl, eine Kanzel, ein Pöhscharmonium, mehrere Bänke, und auch Stationsbilder haben wir, wengleich sie etwas klein sind. Das Glockenhaus wurde Ihnen wahrheitsgetreu beschrieben, doch unsre Leute wollen's deshalb nicht ausbessern, weil sie, Ihrem Wunsche gemäß, baldigst eine Kirche bauen möchten. Nicht wahr, das freut Sie? Ja, unsre Kostheimer wollen wirklich bauen, was sie dadurch zeigen, daß sie mit Leitershausen zusammen schon über 12 tausend Rubel zu genanntem Zwecke gesammelt haben. Marienheim und Alexanderheim zeigen deshalb wenig Lust zum Bauen, weil sie so weit von Kostheim entfernt wären (Marienheim 12, Alexanderheim 15 Werst) und somit Hoffnung hätten, eine selbständige Pfarrei zu gründen, was in diesem Jahrhundert sicher nur ins Reich der schönen Wünsche gehört. „Na wu könn mir e' neu' Kerch bau, wu jedes Jah' so e' schlechti Ernt' isch!“ So habe ich in Kostheim noch keinen einzigen sprechen hören. Im Gegenteil behauptet man hier allgemein, daß eine neue Kirche so nötig wie nur was sei. Was jetzt folgt, setzt mich in Staunen: Sie schreiben, wir würden jährlich unsre 12 bis 15, ja noch mehr Tschetwert Weizen, Gerste und Hafer von der Dessjatine bekommen? Das wäre ja herrlich! Wahrhaftig ein Land, das von Weizen, Gerste und Hafer fließt! D wie froh wären wir, falls wir jährlich 7 bis 8 Tschetwert Weizen von der Dessjatin bekämen. Ich befürchte, mein lieber Herr R. B., man hat Sie zum besten halten wollen, was ebenfalls die Fahrräder und Pöhscharmonien beweisen; denn in ganz Kostheim sind nur zwei Pöhscharmonien, von welchen das eine im Bethaus steht und das andere dem Kantor gehört, und mit dem feinsten Spürsinn und der größten Energie ist nur ein Fahrrad zu finden, und das ist schon recht harmlos, weil alt. Daß der Michelbutter sich um den neuen jungen Vater nicht so arg interessiert hat, wird ihm letzterer gerade nicht so übel nehmen. Keineswegs aber läßt sich aus diesem folgern, daß in Kostheim der Geistliche nicht geachtet wird. Ich habe sogar schon oft von Priestern das gerade Gegenteil gehört. — Sonntags, statt der hl. Messe andächtig beizuwohnen, nach Michailowka zu fahren, tadeln Sie mit Recht als unchristlich. Tief bedauern wir jeden einzelnen Fall mit unehelichen Kindern und ersuchen Sie, für uns zu beten, was gewiß mehr hilft und christlicher aussieht, als unsre Fehler an die große Glocke zu hängen. Meinen Sie nicht auch so? Geben Sie sich wohl, und seien Sie mir nicht böse! So Gott will, werden wir bald mit unsrem Kirchbau beginnen.

Ergebenst R. B.

Pandan, Gouv. Cherson, 5. November. Immer schöner treibt es unsere männliche Jugend. Mit einer neuen Schandtat — doch verzeihet, so was ist ja bei uns nichts Neues — endigte auch heuer der Landauer Jahrmart. Am letzten Tage, als die Krämer schon einpackten, kamen Burschen und hinderten dieselben am Einpacken. Die Krämer ließen sich das nicht lange gefallen und schimpften. Es entstand nun eine regelrechte Prügelei. Als die Burschen merkten, daß die Krämer ihnen überlegen seien, ergriff der hiesige Einwohner J. Kunz eine Holzkeule und schlug so stark auf den Krämer W. Konowajow, daß letzterer besinnungslos zu Boden fiel. Der Held wurde verhaftet; Konowajow aber ins Lazarett gebracht, wo er noch 2 Tage besinnungslos lag. Er soll an den Schlägen gestorben sein.

Nicht wahr, lieber Leser, so was ist traurig; am traurigsten aber ist es, das solches in unseren deutschen, katholischen Kolonien geschieht und zudem nicht selten. Liebe Eltern, daß ist die Frucht Eurer Kindererziehung. Würdet Ihr, anstatt eure Kinder äußerlich zu schmücken, ihnen eine recht gebiegene Herzensbildung geben, das würde sie und Euch glücklicher machen.

Aber so sind es eben doch nur Raben mit Pfauenfedern. Restaurare in Christo, „Widererneuere in Christo“ soll auch unser Wahlspruch sein in der Erziehung. Bestreben wir uns, selbst wahrhaft katholisch zu sein, und erziehen wir dann auch unsere Kinder im Sinne unserer Mutter, der katholischen Kirche, dann werden solche Schandtaten etwas Unerhörtes sein. Das waltete Gott!
Cato novus.

Pokrowsk. (Kreis Nowoufenski.) 9. November 1904. Gibt es wohl noch irgendwo ein Ort, der ebenso gefährlich wäre wie unser Großdorf Pokrowsk? Raub, Mord und Diebstahl sind an der Tagesordnung. Die Diebe verschonen niemanden. Da wird der Bettler gerade so beraubt wie der reiche Kaufmann, und die Erdhütte ebenso geplündert wie die Kirche. Die Einktröhre sind unsicher. Bei einem Einktrhof gruben sich die Diebe unter der Wand hindurch und entwendeten 16 Pud Weizen. Am 16. Oktober erbrachen die Diebe die russische Kirche und nahmen sämtliche Opferstücke mit. Einige Tage darnach erbrachen die Bösewichter das Grabhäuschen Meiers, öffneten den Sarg und lösten dem Toten die Hände, wahrscheinlich in der Meinung, er habe teure Ringe. Da das aber nicht der Fall war, so versuchten sie, die Leiche zu entkleiden, trotzdem der Tote bereits seit Dezember vorigen Jahres im Grabe liegt. Auch wir armen Katholiken werden nicht verschont. Im Januar d. J. erbrachen die Diebe das Fenster an unserm Bethause und entwendeten den Opferkasten mit 8 Rbl. In der Nacht vom 6. auf den 7. November sind sie abermals eingebrochen und haben wiederum den Opferkasten mit 7 Rbl. sich widerrechtlich angeeignet. Am Schrank zerklügelten sie eine Abteilung, worin die Messbücher sich befanden. Die zweite Abteilung mit den Kelchen und der Monstranz haben sie zum Glück nicht geöffnet. Am 5. November starb ein Lutheraner. Die Leiche wurde, wie es bei den Lutheranern Gebrauch ist, in ein kaltes Zimmer abseits gestellt. Abends versammelten sich dort einige Freunde und Bekannten. Sie legten die warmen Oberkleider ab, die von jemanden der Hausgenossen in das Zimmer, wo der Tode lag, hineingelegt wurden. Während die Trauergäste am Tischtisch gemütlich plauderten, stiegen die Diebe zum Fenster über den Toten hinein, rafften die Kleider zusammen und verschwanden auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, ohne daß sie jemand bemerkt hätte. Erst als die Gäste nach Hause gehen wollten, merkten sie, was vorgefallen. Wenn es einmal dunkel geworden ist, ist niemand mehr sicher auf der Straße. Ging da in dieser Woche ein Mann ruhig seines Weges. Plötzlich stellen ihn zwei Kerle fest. Der eine von ihnen hielt dem Manne den Revolver vor den Kopf mit dem Bemerkten: „So du einen Schrei tust, schieß ich dich nieder!“ Der andere durchsuchte die Taschen, und was darin war, blieb selbstverständlich an seinen Fingern kleben. Der Beraubte konnte gar nichts machen und war froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Er mußte noch die Drohung hören: „Wenn du jemanden etwas sagst, so bringen wir dich doch noch einmal um.“ Diese Drohung der Räuber fürchten viele, weshalb nicht alle der Polizei über die Raubanfälle Anzeige machen.
Ein Klemensleser.



W o l f s g r u b e n.

Auf der Suche nach „spurlos Verschollenen“ im Gaoljan nach der Schlacht am Schache stießen japanische Sanitäre auf eine Wolfsgrube, in welcher sie einen mit einem Messer durchbohrten Soldaten nach siebentägigem Fasten noch lebend vorfanden. Rechts — eine schematische Zeichnung, die Wolfsgrube vor und nach dem Hineinfallen in dieselbe darstellend.

Aus Welt und Kirche.

Saratow. Am 15. November wurden in der Kanzlei des H. Gouverneurs die Sitzungen der Kommissionen der Gouvernementsversammlungen zur Durchsicht der Bauerngesetze eröffnet — mit Hinzuziehung von Vertretern aus dem Bauernstande, von denen je zwei aus allen Kreisen des Gouvernements einberufen sind. 45 Fragen wurden von der Kommission den Bauern zur Beantwortung vorgelegt.

Zu Beginn der Sitzungen erklärte einer der Bauern als Bevollmächtigter seiner Kollegen: „Wir Bauern danken der Regierung für die Gunst, die uns in der letzten Zeit erwiesen, und für die Aufmerksamkeit, welche uns durch die Einladung an diesen Ort gezollt wurde.“

In Erwägung des Entwurfes, betreffend das Gebietsgericht, drückten die Bauern den Wunsch aus, das Gebietsgericht beizubehalten, das Wohnheitsrecht jedoch durch ein geschriebenes Gesetz zu ersetzen, außerdem sei es notwendig, daß die Wahl der Richter durch die Gebietsversammlung entgeltlich Kraft habe und der Bestätigung seitens der Landvögte nicht unterliege.

Bezüglich der Frage, ob allen örtlichen Bewohnern das Recht der Beteiligung an den Entscheidungen der Gebietsversammlungen einzuräumen sei, äußerten sich die Bauern gegen die Beteiligung an den Gebietsversammlungen seitens der fremden, nicht als Glieder des Gebietes geltenden Personen. Die Auflagen hätten diese zu tragen, was aber die Bauernangelegenheiten betreffe, so könnten sie dieselben selber, ohne fremde Beihilfe verfechten.

Ein Bankett.

In einem Hotel zu Saratow fand am 5. November ein großes festliches Gelage statt, an welchem sich über 300 Personen der verschiedensten Schichten der Saratower Gesellschaft beteiligten. Den Vorsitz auf diesem Bankett hatte der Balaschower Kreisadelsmarschall inne, welcher die Versammlung mit folgender schönen Ansprache eröffnete: „Der gegenwärtige Moment läßt sich auf folgende Weise charakterisieren: die russische Gesellschaft, das ganze russische Volk gleicht Leuten, die sich lange in einem alten dunklen Raume befunden. Nun hat sich die Tür dieser Kammer ein wenig gelüftet. Den Insassen wehte frische Luft entgegen. Aber diese Tür öffnete sich nicht weiter, die Angeln sind verrostet, rings

umher ist hohes Steppengras gewachsen. Ein mancher der Insassen ruft aus: „O wie schön!“ aber beeilt sich nicht, die Tür ganz zu öffnen, — sonst würde sie von neuem zuschlagen. Nein, sage ich, es ist nun an der Zeit, daß wir selbst diese Türe öffnen: uns kann eine Halbheit nicht mehr genügen!“ Darauf wurden noch andere Reden gehalten — über die allgemeine Sachlage, die Freiheit des Wortes, der Persönlichkeit und and. Der Versammlung wohnten bei: drei Kreisadelsmarschälle, der Präsident der Landschaftsverwaltung von Petrowsk; der ganze Bestand der Gouvernementslandschaftsverwaltung, der Stellvertreter des Saratower Stadthauptes, einige Verordnete der Gouvernementslandschaft, etliche Stadtverordnete aus der Kaufmannschaft und dem Bürgerstande, der Juriskonsult der Stadt Saratow und älteste Stadtverordnete, einige Verordnete der Saratower Kreislandschaft, darunter einer aus dem Bauernstande, der Älteste des Bürgerstandes, einige Friedensrichter, der Inspektor der Landwirtschaft, die Lehrer des Instituts, einige Kaufleute 1. Gilde, Stadtverordnete, viele Ingenieure, der Direktor der Wolgaer Stahlfabrik, viele Rechtsanwälte, Ärzte, Beamten des Ackerbaurefforts, Artisten des Stadttheaters, eine Masse Angestellter in der Gouvernements- und Kreislandschaftsverwaltung und der Stadtverwaltung, die Lehrer der Stadtschulen, Agronome, die Vertreter der örtlichen Presse und andere. (N. Sch.)

Von den Hunden zerrissen.

In Chorenka, Kreis Atkarsk, fand am 29. Oktober folgender schreckliche Todesfall statt: Im Hofe der Oekonomie des Herrn Soluzew überfielen am hellen Tage die Hoshunde, an der Zahl über zehn, einen Bauern und zerrissen ihn in Stücke. Dem Unglücklichen rissen die ergrimmten Hunde den Schädel vom Kopfe, zernagten den Rückgrat und zerfleischten alle weichen Teile. Als die Bauern des Dorfes dieses hörten, gerieten sie in schrecklichen Unwillen. Die ganze Gemeinde versah sich mit Pfählen, schlug alle Hunde tot und zertrümmerte alle Fenster im Hause des Gutsverwalters, wohin sich dieser vor dem Zorne der Menge geflüchtet hatte. An den Ort des Vorfalles kam der Gehilfe des Kreishefes und darauf der Untersuchungsrichter gefahren. Dasselbst ist vor einigen Jahren ein ähnlicher Fall vorgekommen, indem die Hunde ein Mädchen zerfleischten.

Allerhöchste Verfügungen in Mobilisierungsangelegenheiten.

Am 6. November ist Allerhöchst verfügt worden: 1) den im Allerhöchsten Befehl vom 1. Oktober festgesetzten zweiwöchentlichen Termin, in dem der Stellungspflichtige an dem Orte, wo er angeschrieben ist, zu erscheinen hat, für künftige partielle Mobilisationen auf einen Monat zu verlängern. 2) a. den Gouvernements- und Gebietswehrpflichtsbehörden das Recht zu erteilen, die von ihren Wehrpflichtsbehörden fälschlicherweise für untauglich befundenen Stellungspflichtigen auf Grund des Art 107 des Wehrpflichtgesetzes zu nochmaliger Untersuchung vorzufordern und nötigenfalls in die Truppentörper einzureihen. Dieses gilt sowohl für die Mobilisationen, die in diesem Jahre schon stattgefunden haben, als auch für die kommenden. b. Die Kosten der Untersuchung in den Hospitälern und der Beförderung der zu nochmaliger Untersuchung vorgeforderten Stellungspflichtigen aus dem speziellen Kriegsfonds zu bestreiten.

Eine Reform des Apothekenwesens

wird gegenwärtig von den russischen Blättern angekündigt. Dem bereits fertiggestellten Projekt des Apothekenstatuts steht nichts weniger als eine vollständige Umwälzung der jetzt bestehenden Zustände vor. Apothekerlehrlinge soll es zukünftig überhaupt nicht geben, da die Absicht vorliegt, die praktische Ausbildung der jungen Leute aus der Apotheke in die pharmazeutischen Schulen zu verlegen. Ferner sollen sämtliche Apotheken aus privaten Händen in den Besitz öffentlicher Institutionen übergehen, wodurch die Apotheken ihren kommerziellen Charakter verlieren und in wissenschaftliche Institutionen, die ausschließlich sanitäre Ziele verfolgen, umgewandelt werden.

Rekrutenauschreitungen.

Dem „Wilenski Westnik“ wird berichtet: Am 2. November, um die Mittagszeit, begann ein großer Haufe von Rekruten in die jüdischen Läden einzubrechen und die Waren zu rauben. Es begann eine Schlägerei, welche allerdings bald ein Ende nahm, dank dem Widerstande der sich verteidigenden Juden. Bei der Schlägerei gab es recht schwere Verletzungen und mehr oder weniger gefährliche Beulen. Die Einwohner Slonims waren recht stark durch die aufregenden Zeitungsberichte über Ausschreitungen und Unruhen der Reservisten beunruhigt. Letztere werden auch in Slonim, mehrere Tausend an der Zahl, erwartet. Man befürchtet daher in Slonim, wo der Bestand der Polizei schwach ist, Ruhestörungen beim Eintreffen dieser Reservisten. Die Einwohner haben deshalb darum gebeten, daß die Reservisten in den städtischen Kasernen untergebracht würden, und haben den in der Stadt garnisonierenden Truppen ihre Privatquartiere angeboten. Man bittet auch um die Kommandierung einer Halbsotnja Kosaken nach Slonim; die dadurch entstehenden Ausgaben nimmt die Stadt auf sich.

Reservistenkrawall.

Der „Rish. Westn.“ schreibt vom 8. November: Heute morgen verübten die nach Riga bestimmten Reservisten auf den Stationen Wenden und Ramoškoje Ausschreitungen, indem sie das Stationsbüfett zertümmerten. In Riga wurden sie mit den nötigen Vorsichtsmaßregeln in Empfang genommen und auf die Sammelplätze geführt.

Ein Frauenaufbruch

fand dieser Tage, den „Dbeff. Now.“ zufolge, im Ismailischen Kreise, Gouv. Bessarabien, statt, und zwar waren die Urheberinnen die Frauen der mobilisierten Reservisten, denen keine Unterstützungen ausgereicht worden waren. Der Aufbruch nahm so ernste Umfänge an, daß der Vizegouverneur an Ort und Stelle abreiste und die unverzügliche Ausreichung von 10,000 Rbl. aus dem Verpflegungskapital verfügte.

Drohung.

In der „Zushtn. Ross.“ lesen wir: In kürzester Zeit wird eine Mobilmachung des Kreises Stawropol erwartet. Die Stawropoler Polizei hat bereits ein mit „Nowobranec“ (Rekrut) unterzeichnetes Schreiben erhalten, worin sie gewarnt wird, sich vom Tage des Beginns der Mobilmachung nicht auf den Straßen Stawropols zu zeigen, falls ihr ihr Leben teuer sei.

Welt und Glaube.

Eine Erzählung von F. v. S.

(Fortsetzung.)

Um ein Uhr war gemeinschaftliche Tafel.

Neben Frischmann hatte ein alter Herr mit kahlem Kopfe und einem mächtigen grauen Schnurrbarte Platz genommen. Auf dem fadenscheinig gebürsteten Rocke lag links ein kleines Ordensband von fast unbestimmbarer Farbe, die ganze Kleidung war herunter gekommen, im Schnitte veraltet, wie das faltige Gesicht, aus welchem ein paar unruhige Augen hinter den halbgeschlossenen Lidern hervorblitzten.

„Baron Steiner,“ sprach er, sich vorstellend und sich neben Frischmann niederlassend, „Militär in Pension und nun der Literatur lebend.“

Frischmann war bald in eifrigem Gespräche mit dem Nachbar.

„Ja,“ sprach der Baron, ein Glas Wein austrinkend und den langen Schnurrbart durch die haagren Finger laufen lassend, „ja, das Ausland hat seine wohlgeordnete Presse und wirkt damit viel; aber wir Österreicher haben darin doch eine Eigenart. Wir sind in unseren großen und kleinen Journalen geistreicher, giftiger, böshafter, ja ich möchte sagen gemeiner. In Österreich liegt die Presse zumeist in den Händen des reichen Judentums, und damit in den Händen des Kapitals und des unverföhlichsten Hasses gegen das Christentum. Herr Doktor, Sie ahnen vielleicht nicht, was diese Presse seit zwei Jahrzehnten aus Wien und Österreich gemacht hat, noch zehn Jahre, und es steckt im ganzen Reiche kein Nagel mehr fest. Das sollte nicht sein! Freisinnige Presse — ja! Aber nicht eine solche, die alles zerstört und auflöst, als gösse man Scheidewasser über die Erde. Hätte ich Geld genug, an Ideen, an Verbindungen, an Geist fehlte es mir nicht, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, das Epoche machen müßte. Wissen Sie,“ und wieder strich er den Schnurrbart, „freisinnig durch und durch, aber nicht revolutionär!“ Das wäre mein Wahlspruch.“

Er trank und trank wieder.

„Herr Doktor, das wäre etwas für Sie. Denken Sie, Welch ein Feld für Ihren Geist, für Ihre Tätigkeit! Und, verzeihen Sie, wenn ich auch diese Seite berühre, Welch ein Gewinn! Sie gründen das Blatt, bringen es rasch in die Höhe, verkaufen es mit zehnfachem Gewinn und sind ein gemachter Mann.“

Frischmann sah nachdenklich vor sich hin.

„Mit zehntausend Gulden,“ fuhr der andere eifrig fort, „sind alle nötigen Vorbereitungen abgetan. Ich stelle mich Ihnen zur Verfügung. Meine Verbindung mit dem Adel, dem Militär und dem Handel, also den entschieden freisinnigen und dennoch konservativen Elementen würde Ihnen einen reichen Abonnentenkreis sichern.“

Der Mittagstisch war beendet. Frischmann ließ in ein Seitenkabinett Champagner bringen. Glas um Glas ward gefüllt, die Köpfe wurden immer wärmer, der Baron immer zudrinalicher.

„Ei,“ wehrte Frischmann lachend ab, „noch bin ich nicht einen Tag in Wien, und es sollte für mich Geld auf der Gasse liegen, das die sonst doch so findigen Wiener nicht aufzuheben wüßten!“

Der Baron zog ärgerlich seine schwarze Militärhalsbinde höher.

„Wie Sie wollen, mein Verehrter,“ antwortete er kurz. „Übrigens —“

„Nun, warum reden Sie nicht weiter?“ scherzte Frischmann. „Sie scheinen hinter Ihrer Stirne ernste Geheimnisse zu verbergen.“

„Und wenn es so wäre?“ versetzte der Baron im Flüstertone. „Sie machen mich neugierig!“

„Darf ich unter allen Umständen auf Ihre Verschwiegenheit rechnen?“

„Mein Ehrenwort!“

„Gut denn! Sie wollen Wien sehen und genießen! Das können Sie nur dann ganz, wenn Sie auch von kundiger Hand in seine Geheimnisse eingeführt werden, von denen selbst die wenigsten Wiener eine Ahnung haben.“

„Und das wollen Sie besorgen?“

„Ja!“

„Und wohin wollen Sie mich führen?“

„Vorerst in einen vornehmen Spielklub.“

„Das läßt sich hören!“

„Die erlesenste Gesellschaft dort, hohes Spiel, prächtige Chancen, werden sich vorzüglich amüsieren, und wenn fühl — immer gewinnen. Die jungen Kavaliere spielen ohne Kopf.“

„Nun, und spielen Sie auch?“ fragte etwas böshaft Frischmann.

Grundsätzlich nicht! Könnte längst ein Millionär sein, mag nicht!“

„Sonderbar!“

„Mag sein! Ich bin einmal so! Also haben Sie Lust?“

„Warum nicht?“

„Abends nach der Oper hole ich Sie ab.“

„Gehen wir lieber gleich mit einander ins Theater!“

„Auch gut!“

Der Baron sah nach der Uhr.

„Benehme hätte ich mich verschwächt. Aber es ist auch so angenehm, mit Ihnen zu plaudern. Der Minister erwartet mich. Auf Wiedersehen hier um sieben Uhr!“

Er verabschiedete sich in vornehmer Weise.

Auf der Straße angekommen, traf er eine ihm ähnliche Persönlichkeit, die ihn offenbar seit genauer Zeit zu erwarten schien.

„Bist unverantwortlich lange ausgeblieben! Hoffentlich hast Du einen Fang gemacht?“

„Ja!“

„Einen schweren?“

„Gewiß! Gute Abend bringe ich ihn. Daß alles klappt! Und die Hauptsache — daß er gewinnt!“

„Wie viel etwa?“

„Zweitausend, vielleicht auch mehr!“

„Es ist viel!“

„Trägt vielleicht hundert Prozent!“

„Das klingt gut!“

„Du stehst mir für alles gut?“

„Verlaß Dich darauf! Du kennst mich lange genug!“

Sie trennten sich.

Abends fuhren Frischmann und der Baron mit einander in die Oper und, noch ehe die Vorstellung zu Ende war, in ein in einer etwas einsamen Seitengasse gelegenes Hotel.

„Wir sind gerne ungeniert!“ flüsterte der Baron. „Zum Spielen ist die Ruhe und Abgeschlossenheit dieser Gasse besser geeignet, als ein Hotel in der Ringstraße.“

Sie stiegen die mit abgetretenen Teppichen belegten Treppen hinauf und traten in einen Saal, dessen wohl verhüllte Fenster nach der Rückseite des Hauses gelegen waren.

Der Saal selbst war nicht besonders groß, hell erleuchtet, in etwas veraltetem Geschmack gehalten, die Möbel abgeschossen und die bereits versammelte Gesellschaft, nur aus Herren bestehend, in lebhaftem Gespräche.

Der Baron und sein Begleiter wurden freundlichst und freudig begrüßt und empfangen. Frischmann ward wie ein alter vertrauter Bekannter behandelt, und als er sein Erstaunen darüber dem Baron flüsternd mitteilte, gab dieser lächelnd zurück: „Mein Lieber, das ist Wiener Art.“

Man setzte sich an die Spieltische und spielte Hazard.

„Bestimmen Sie gefälligst den Einsatz!“

„Fünzig Gulden!“ erwiderte Frischmann.

Er gewann.

„Verdoppeln wir!“

„Wie Sie wollen!“

Er gewann wieder, verlor dazwischen und strich dann wieder das Doppelte und Vierfache ein, um dann nach einigen kleinen Verlusten um Mitternacht einen Überschuß von etwa zweitausend Gulden zu haben.

„Ich bedauere, meine Herren!“ sprach Frischmann, die Banknoten in seine Brieftasche legend, „das Glück machte mich unbescheidener, als es mir angenehm ist!“ —

Man kam fast jeden Abend zum Spiele zusammen und ging oft erst gegen Morgen wieder auseinander.

Frischmann hatte bereits einige schwere Verluste erlitten,

welche um jeden Preis ausgeglichen werden mußten, wenn nicht das Vermögen, das ja durchaus nicht sein unbeschränktes Eigentum war, einen empfindlichen Stoß erfahren sollte.

Er klagte seine Sorge dem Baron, der aber dafür nur ein lustiges Lachen als Antwort hatte.

„Was wollen Sie, mein lieber Doktor! Zwingen Sie das Glück auf Ihre Seite! Man muß zu den Karten Champagner gießen und mit dem Gelde nicht geizen. Schwache Magnete ziehen nicht an. Wo viel Gold hinrollen soll, muß ein guter Lockvogel vorhanden sein. Verdoppeln Sie beständig den Einsatz, mein Verehrtester, und Sie müssen gewinnen. Der Erfolg liegt auf offener Hand.“

Frischmann glaubte dem Verführer.

Und er hatte auch recht.

Fünzigtausend Gulden lagen bereits in Banknoten vor ihm. „Champagner!“ rief er übermütig und warf das geleerte Glas an die Wand.

„Spielen wir weiter! Fünfundzwanzigtausend Einsatz!“

Er merkte nicht, wie der Baron, hinter ihm stehend, seine Karten den Gegnern durch Zeichen markierte.

Er verlor.

„Fünzig!“

Er verlor wieder!

Zitternd wandte er sich zum Baron.

„Mein Guthaben vom Bankier ist beinahe erschöpft,“ stöhnte er.

„Sie haben noch Geld genug, um das Glück zur Umkehr zu zwingen!“

Doch — es ließ sich nicht zwingen!

„Ich habe nichts mehr!“

Er sank wie leblos in seinen Stuhl zurück.

„Ich spiele auf Ehrewort!“ schrie er, sich plötzlich wieder fassend.

„Wir bedauern,“ antwortete kalt der Bankhalter, „das wäre gegen unsere Satzungen! Das Spiel ist geschlossen!“ „Ich ersuche Sie hiemit, Ihrer Verbindlichkeit gegen die Herren nachzukommen.“

„Ich kann nicht, ich habe nichts!“ stieß Frischmann zornig heraus.

„Mein Herr, Sie vergessen die bei Bankier Spielmann hinterlegte Summe!“ kam es kalt und befehlend zurück.

„Mein letztes!“ stöhnte der Unglückliche.

„Schreiben Sie!“ herrschte ihn der Bankhalter an und legte ihm ein Blatt Papier vor.

„Muß ich denn wirklich?“

„Ja!“

Er schrieb mit zitternder Hand, was ihm der andere in die Feder befahl.

Er erhob sich. Seine Knie zitterten, so daß er sich an einer Stuhllehne festhalten mußte.

Man wandte ihm den Rücken.

„So bin ich ruiniert!“ schrie er und stürzte aus dem Saale hinaus in die finstere Nacht.

Die Zurückgebliebenen aber standen flüsternd zusammen.

„Noch meint er,“ sprach einer, „an Adelige sein Geld verloren zu haben, und ahnt nicht, daß wir Falschspieler sind und jener vermeintliche Baron, der ihn uns ins Netz führte, noch vor drei Monaten die Zuchthausjacke getragen hat. Jungens, wir werden gut tun, Luftveränderung vorzunehmen! Es könnte uns hier für einige Zeit etwas sehr schwül werden. Auf Wiedersehen in Monaco!“

Die Gauner zündeten sich frische Cigarren an und verließen harmlos plaudernd das Haus.

Frischmann war verzweifelt in die Nacht hinaus getreten. Unbekümmert um den rechten Weg, stürmte er durch die matt erleuchteten, bereits einsam gewordenen Gassen, die ihm immer fremder erschienen. Die Häuser waren nur mehr hüttenartig, und endlich lag die Gegend einsam, öde und dunkel vor dem nächtlichen Wanderer.

„Wo bin ich?“ rief er sich erschrocken zu — und in seinem Innern antwortete eine vorwurfsvolle Stimme: Ja, wo bist du?

Er lehnte sich an einen Baum. Sein ganzes Glend stand in unbarmherziger Nacktheit und Wahrheit vor ihm. Was hatte er

getan? Was an seiner braven Gattin gesündigt? War er nicht, er, der in ihrem Elternhause als armer Student nur Wohlthaten empfangen hatte, zum Diebe an ihr geworden, hatte er nicht das Glück ihres Herzens und Lebens gestohlen, und nun auch noch ihr Vermögen?

Der Boden brannte unter seinen Füßen. Er irrte weiter — weg- und ziellos.

Da hörte er das Rauschen und Klingen von Wogen und Waffern.

Ein breiter Strom! Da unten liegt Tod und Vergessen!
Zagend und zaudernd steht er am Ufer.

Die Wogen schieben und drängen, und ihr Gemurmel dringt lockend an sein Ohr.

Einen Augenblick wagt er noch an seine Jugend und an ihren frommen Glauben zurückzudenken, einen Augenblick erbebt seine Seele vor dem, was er tun will, dann grinst ihn verführend jene gräßliche Weisheit an, die er aus Büchern und Blättern geschöpft; jene Weisheit, welche den Gottesglauben in der Seele mordet und dem Menschen das absolute Ziel am Grabe setzt; jene Weisheit, die das Ewige und Göttliche haßt und nur dem Menschlichen Rechnung trägt — „es gibt keine Ewigkeit!“ tönt es schrill hinaus in die Nacht. —

— Die Wogen prallen einen Augenblick erschrocken auseinander, ein schwerer, klatschender Fall, — — und dann ist's wieder ruhig!

Totenstille! — —

(Schluß folgt.)

Spenden für den Seminarbau.

(Vom 25. Aug. — 21. Nov.)

Durch P. Jauth die Pfarrei Gröntal 19 R. Schneider und Gzell 5 R. Ungenannt 10 R. Durch: P. Sauer die Gemeinde Marienberg: A. Dornhof 3 R. R. Dornhof 2 R. Je 1 R.: G. Kowald, A. Dornhof, P. Mezler, L. Mockstadt, A. Becker, B. Müller, A. Baron, Ph. Diering. Kleinere Summen 6 R. 73 R. Durch: Dekan Hartmann 100 R. P. Jof. Weilmann 180 R. Von der Geistlichkeit des Nikolajewer Dekanats 353 R. P. Feist 50 R. M. Feist 15 R. B. Brungardt 2 R. Pfarrei Speier 383 R. M. Jablonska 5 R. Durch: P. Müller 75 R. P. J. Scher 8 R. Dekan Antonow: je 1 R.: Apollonuz, Matjanowksa, Dufel, Kobylinska, Krasnoschtschelowka, ungenannt, Strachinsk, Schewschinska, Kusnja, Kostjut, N. N., Piz, N., Wolkowksa, Nell, N.; je 2 R.: Korba, Roslowksa, Saranto, Matusjewitsch; je 3 R.: Grow, Grischas. Kleinere Summen 4 R. 2 R. In allem 1261 R. 75 R.
† Joseph Kessler.

A l l e r l e i.

Der Philosoph. Gensdarm: ... Ihre Papiere lauten aber ganz anders! — Landstreicher: Gott, Herr Wachtmeister, wer wird denn so nach dem Schein urteilen."

Boshaft. Dichter (bei der Arbeit): „Weißt du auch, warum nur immer eine Seite des Manuscriptes beschrieben wird?“ Freund: „Zweifellos polizeiliche Vorschrift; auf der innern Seite, welche mit der Wurst in Berührung kommt, darf nichts geschrieben sein!“

Redakteur S. Kruschinskih.

Praktisch-mustergültige Färbe- und Fleckenreinigungsanstalt der Firma „Wolkow.“

Saratow, Gymnasitschestsaja Str., Haus Spirin Nr. 29.

Daselbst werden alle mögliche Stoffe zum Färben in allen Farben übernommen. Herren- und Damenkostüme werden unaufgeweicht gefärbt. Speziell chemische und Dampfreinigung aller Kostüme.

Magazin Iwan Dawydow Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht

Speziell

Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preisurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.

Dem Finanzministerium unterstellte

Kurse für Buchführung

des Lehrers der Mathematik W. M. Makurin, Buchhalter
der Simferopoler Stadtverwaltung.

Simferopol, Gouv. Taurien, Kasarewskaja Str., eigen. s. Haus.

Ausführliches Programm gratis und franko.

Dankschreibung

Kopie.

an den hochgeehrten Lehrer der Mathematik Iwan Petrowitsch Beresowshy!

Iwan Petrowitsch! Ich bitte Sie, von mir einen Dank entgegen zu nehmen für Ihre Arbeit und Mühe bei meiner Vorbereitung zur Prüfung als Volkslehrer, welche ich am 25. Oktober 1904 Jahr bestanden habe. Ich kann es jetzt noch nicht recht glauben, daß ich schon diesen Titel trage so unerreichbar schien er für mich. Sie wissen, daß ich, als ich in die Zahl Ihrer Schüler trat, ganz wenige Kenntnisse hatte, daß ich nur eine Dorfschule absolviert hatte. Dank Ihrer Mühe und Energie aber bin ich jetzt im Besitz des oben erwähnten Titels nach welchem ich so lange strebte, den ich aber ohne Ihre Hilfe vielleicht niemals erreicht hätte. Ich danke Ihnen Iwan Petrowitsch. Gebe Gott, daß Sie noch vielen nützlich sein können und daß alle Ihre Schüler Ihnen ebenfalls so dankbar seien, wie ich es bin. Wissend, daß die Vorbereitung zur Lehrerprüfung Ihre liebste Beschäftigung ist, erlaube ich mir, Sie jedem zu empfehlen, wer sich zur Lehrerprüfung vorbereiten will, und bin auch überzeugt, daß Sie stets mit gleicher Liebe Ihre sympathische Sache ausführen werden. Mit Vergnügen gebe ich hier die Adresse des Herrn Beresowshy an: Городъ Николаевъ (херсонская губ.) Потемкинская ул., № 85; Собственное училище. Имѣющій званіе учителя начальныхъ училищъ уроженецъ села Новый Таганашъ Таврической губ. Ф. Киндонъ.

Благодарность

Kopie.

чудному преподавателю математики Ивану Петровичу Березовскому. Многоуважаемый Иванъ Петровичъ! Симъ покорнѣйше прошу Васъ принять отъ меня искренне-сердечную благодарность за Ваши труды по подготовкѣ меня въ очень короткій срокъ къ экзамену на званіе учителя, которое казалось мнѣ недостижимымъ, и можетъ быть, и не достигъ бы оно безъ Вашей помощи, но, благодаря Вамъ и Вашимъ трудамъ, я получилъ его 18 октября 1904 года. Съ удовольствіемъ указываю адресъ всѣмъ, желающимъ получить званіе учителя и быть увѣреннымъ въ получении этого званія, обратиться къ И. П. Березовскому. Адресъ Г. Березовскаго: Николаевъ, Херсонской губ., уголь Потемкинской и Мъщанской № 85, частная прогимназія И. П. Березовскаго. Получившій званіе учителя I. Хр. Ценглеръ, уроженецъ с. Блюменталь, Таврической губ.

Благодарность

преподавателю математики Ивану Петровичу Березовскому. Не могу не выразить искренней благодарности преподавателю математики И. П. Березовскому. Этотъ истинный безкорыстный труженникъ просвѣтилъ не одного уже темнаго человѣка, чему я былъ не разъ свидѣтелемъ за мое кратковременное пребываніе у него. И меня, получившаго самое мзрное образованіе, Г. Березовскій въ самое непродолжительное время приготовилъ на званіе учителя, на которое я и выдержалъ съ успѣхомъ 27 сентября 1904 года. Еще разъ приношу горячую благодарность и отъ всей души совѣтую всѣмъ, желающимъ учиться на званіе учителя и быть увѣреннымъ въ приобрѣтеніи означеннаго званія, обратиться къ талантливому преподавателю И. П. Березовскому, живущему въ г. Николаевъ, Херсонской губ., по Потемкинской улицѣ № 85, частная прогимназія И. П. Березовскаго. Уроженецъ Г. Николаева, имѣющій званіе учителя. К. Р. Шильдкретъ.

(Объявленіе.)

Успѣшно przygotowляю къ экзамену на званіе учителя по 50 руб. въ мѣсяцъ за ученіе, столъ и квартиру съ мойкой бѣлья Тотъ, кто выдержитъ экзаменъ, долженъ уплатить мнѣ еще сто руб., какъ награду, за тяжелые труды. Съ учениками занимаюсь не менѣе 5 часовъ въ день. Въ сентябрѣ и октябрѣ сего года выдержали экзаменъ: Я. Гейсъ, К. Штейнъ, I. Ценглеръ, К. Шильдкретъ и К. Киндонъ. Учениковъ принимаю ежедневно. Адресъ: Николаевъ, уголь Потемкинской № 85 и Мъщанской, собственное учеб. заведеніе. Преподаватель математики И. П. Березовскій.

Bestes Magazin **F. Sorokin** in Saratow,

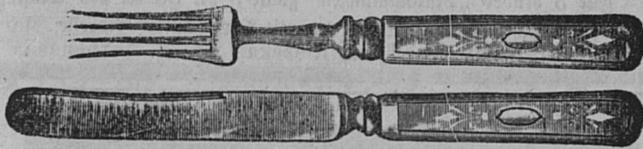
Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Resports aus gedie-
genem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. * Vortreffliche Arbeit. * Volle Garantie.



Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren alle Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikspreise.

Stahlwarenmagazin

R. G. Trejbal

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus Tillo.

Erstklassiges Hotel und Restauration

„**Moskwa**“

— Saratow, Deutsche Straße. —

Neue remontiert. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet Fahrstuhl. Nummern mit Wäsche und Beleuchtung von 1 Rbl. bis 6 Rbl. pro Tag. Das Buffet ist mit in- und ausländischen Weinen, sowie Weinen eigener Abfüllung versehen. Die Küche steht unter meiner persönlichen Aufsicht.

Achtungsvoll G. K. Wohlgemut.

+ Mit Kreuzherren-, Dominikaner- und Brigitten-Ablässen lassen wir auf Wunsch starkgefettete, preiswerte Rosenkränze weihen; Sterbekränzchen mit dem Sterbe- und Stationsablaß. Große Auswahl in kathol. Gebetbüchern für jedes Alter und jeden Stand. Preisliste hierüber, sowie über Devotionalien gratis. **Bukon & Bercker**, Verleger des Heil. Apost. Stuhles. Revelaer (Rhlb.) Nr. 41.

Fabrik-Niederlage mit Warschauer Schuhen

Kleinverkauf zu Fabrikpreisen

— Feste Preise. —

A. A. Wildstein Saratow, am Theater Platz, Haus Bahl, Neben der Wolga-Kama Handelsbank.

Fensterglas-Niederlage und Magazin

J. J. Zell Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer Str., zwischen der Nikolstaja und Alexandrowskaja.

Spezieller Handel mit böhmischem, halbweißem u. mattem Glas verschiedener Fabriken.

Ebenso ist stets zu haben: Farben-, Muster- u. Spiegelglas verschied. Fabriken, **Diamanten** zum Glaschneiden, **Spiegel** in verschiedenen Größen mit und ohne Rahmen, **Bilderrahmen** und **Bilder**.

Bestellungen auf allemöglichen Glasarbeiten werden entgegengenommen.

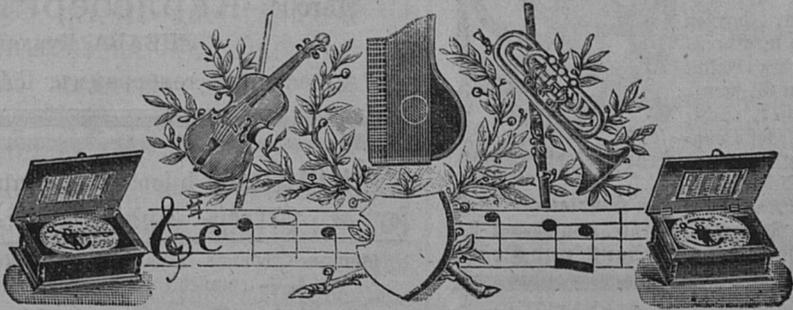
Klein- und Großhandel. ♦ Preise ohne jede Konkurrenz. Telegrammadresse: Saratow—Zell. Telephon № 459.

Musikalische * * * * * Neuheit!

Die dauerhaftesten Instrumente schweizerischer Arbeit

„**Mira Grammofoon**“

die musikalische Maschine und das Grammofoon nebst Metallplatten 100 Rbl.



Konzert Mira sehr angenehmen starken Tones 200 Rbl.

- Mira 15 Rbl. // Nota 25 Rbl. // Stella 35—40 Rbl. // Nota 85 Rbl.
- Notenblätter à 30 Kop. // Notenblätter à 50 Kop. // Notenblätter à 50 Kop. // Notenblätter à 85 Kop.
- Auswahl von Notenblätter 5000. // Auswahl von Notenblätter 6000.

Große Auswahl in musikalischen Instrumenten und Noten. Pianinos verschiedener Fabriken von 350—700 Rbl.

Musikalien- und Notenmagazin **M. Erikson**. Саратовъ, Нѣмецкая № 5.

Kalender
„**Hausfreund**“
auf das Jahr 1905.
Preis 20 Kop.
mit Übersendung 28
sind zu haben in der Buchhandlung **H. Schellhorn** u. Ko. Saratow.

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei **KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN**

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

In der Buch- u. Devotionalienhandlung

von

S. Schellhorn & Co.

in Saratow

sind zu haben:

- Lustige Soldatengeschichten v. F. Bonn, mit Illustrationen . . . 1 Rbl. 50 Kop.
- Das Bild von Stratoniq, historischer Roman v. A. Klitschke . . . 1 " 10 "
- Durch Atheismus zum Anarchismus v. B. Cathrein S. I. (Allen denen gewidmet, welchen das Christentum lieb ist) . . . 1 " 05 "
- Die Hegenrichter von Würzburg, historische Novelle von Franz von Seeburg . . . 1 " 10 "
- Die Fugger und ihre Zeit. Ein Bilderchylus von Fr. von Seeburg . . . 1 " 95 "
- Gisela, ein Roman aus der Zeit des Konzils v. Konstanz . . . 1 " — "
- Nicht nach Canossa! Eine Erzählung aus den jüngsten Tagen von Franke . . . — " 10 "
- Quo vadis? historischer Roman von H. Sienkiewicz . . . 2 " — "
- Die Familie Polaniecki, von H. Sienkiewicz . . . 1 " 50 "

Wiederverkäufer erhalten entsprechenden Rabatt.



J. Ohnesorge

Saratow, Deutsche Str. im eigenen Hause
Größtes Spezialgeschäft gegründet 1875.

Reichhaltiges Lager

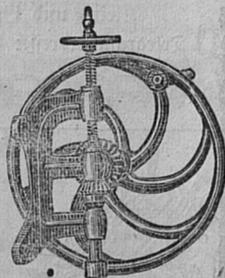
von Jagdgewehren, Revolvern u. allem Jagdtzubehör. Freier Verkauf von Jagdpulver mit obrigkeitlicher Genehmigung.

Für Händler Fabrikpreise.

Nähmaschinen in größter Auswahl u. zu sehr billigen Preisen. Handwerkzeuge für Schmiede, Schlosser, Wagenbauer, Tischler u. Schuhmacher. Drehbänke, Bohrmaschinen, Feilen, Werkzeugstahl, Gewindeschneidzeuge, Mühlspitzen, Schleif- u. Werksteine.

Sämtliche Gartengeräte

soie: Baumsägen, Baumscheren, Spaten, Garten Siebkannen, Spritzen u. s. w. Fleischhack- u. Wurstmaschinen, Separatoren zum Entrahmen der Milch, Buttermaschinen, Farbmühlen in allen Größen. Feinste Solinger Stahlwaren, Taschenmesser, Scharren u. ganz besonders gute Rasiermesser. Beste englische Schaffscheren, Schlittschuhe in allen Größen. Feuer- u. diebstahlsichere Geldschränke u. Schatullen.



Dezimal- und Tafelwagen für Kaufleute und Händler.

Alle Arten von Schloßern für Ambaren, Türen, Schränke, Komoden u. s. w.
Eiserne Ofen für Steinöfen, Kerosinkochöfen **Primus und Gräs.**

Modenjournal und Mustererschnitte Magazin **E. A. Ehrlich** Saratow, Deutsche Straße, № 29.

Stets in großer Auswahl Modenjournalen in deutscher u. russischer Sprache, wie allemögliche fertige Mustererschnitte in natürlicher Größe.

Katalog auf Wunsch gratis.

Münzen-Katalog, 3. Ausgabe, in russischer Sprache von J. W. Mignow.

Beschreibung von ca. 1000 St. nur seltener Münzen. Die 16. Tabelle enthält 200 grav. Muster. Münzen kaufe nach dem „Kataloge.“

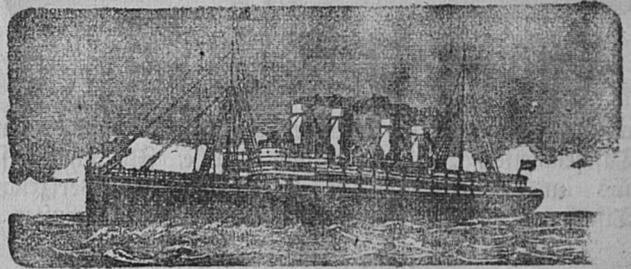
Preis des Kataloges mit Mustern u. Übersendung 1 R. 65 R.

Unter Nachnahme 1 R. 75 R.

Auch Briefmarken werden als Zahlung in reform. Briefen entgegengenommen.

Für 3 Rubel- „Platinamünzen“ zahle 8 R. 50 R. pro Stück; zu senden per Nachnahme in Wertpaketen mit Verzeichnis. Adresse: Магазинъ И. В. Мигунова, г. Тула, Киевская ул., д. Астрепова.

Gute Beköpfung.



Billige Fabrikpreise.

Karlsberg, Spiro & Co., Libau.

Von der Regierung concessioniertes Contor.

Garantirt durch eine, bei der Reichscaffe hinterlegte Caution von 15000 Rubel.

Passagier-Beförderung

mit Post- u. Schneldampfern nach allen Weltteilen.

Von sämtlichen Eisenbahnstationen werden direkte Billette nach Libau (Либава) ausgegeben. — Von Libau aus kann jeder Reisende ein direktes Billet bis zu seinem Bestimmungsorte erhalten, da direkte Billette nach allen Eisenbahnstationen der Vereinigten Staaten und Canada ausgegeben werden. Auf der ganzen Reise von Libau nach Amerika haben die Reisenden nur einmal umzusteigen. — Wer zu reisen beabsichtigt, tut gut, zuvor bei uns anzufragen.

Jede Anfrage wird prompt beantwortet.

Adresse: Карлсбергъ, Спиро и Ко.

ЛИБАВА, Курляндской губ.

Адресъ для телеграммъ: КАРЛСБЕРГЪ—ЛИБАВА.

Leinwand, besonders dauerhaft, ohne Appretur (glanzlos); fertige Herren- und Damen-Wäsche der bekanntesten Firmen;

samtliche Teppiche, Tischtücher u. a. Reisebedecken, Betttücher und Überzüge empfielt zu gewissenhaften und festen Preisen

das neueröffnete Magazin **E. A. Chudoshin u. Sohn.**

Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Credits, unter dem Moskauer Hotel.

Herausgeber S. Schellhorn.

Царовая Типо-литография Г. Х. Шельгорят и Ко.